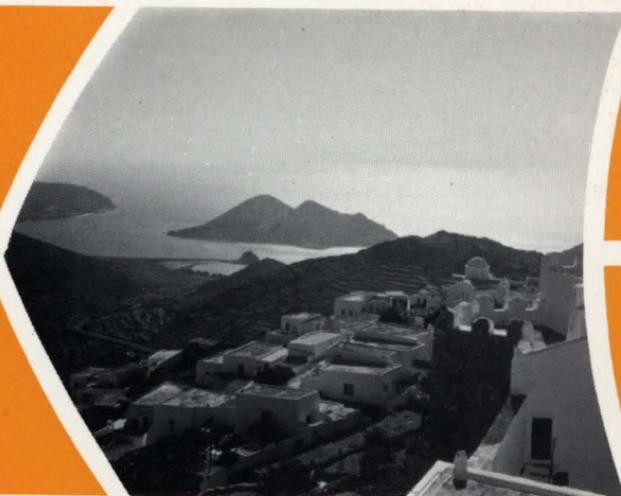




# DIE KARAWANE

LUDWIGSBURG/WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30

Vierteljahresshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde



**GRIECHISCHE INSELN**  
Samos - Patmos - Kos

Titelbild:

Patmos. Blick von der Höhe des Johannesklosters im Abendlicht.

Alle Rechte vorbehalten, Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

© Verlag Die Karawane - Ludwigsburg 1978

Satz und Druck: E. Wachter, Bönningheim

DIE KARAWANE  
19. Jahrgang 1978 - Heft 3/4

# GRIECHISCHE INSELN

Samos - Patmos - Kos



herausgegeben im  
KARAWANE-VERLAG LUDWIGSBURG  
mit Unterstützung der Karawane-Studienreisen und des  
Büros für Länder- und Völkerkunde  
Ludwigsburg

# INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
<i>Dr. Bertold K. Weis</i> GRIECHISCHE INSELN - HEIMAT DER DICHTER UND SÄNGER . . . . .	3
<i>Dr. Bertold K. Weis</i> SAMOS - PORTRÄT EINER INSEL . . . . .	39
<i>Dr. Ernst Rieber</i> DAS GEHEIMNIS VON PATMOS . . . . .	71
<i>Prof. Dr. Wolfgang Clasen</i> INSEL UND STADT KOS - DAS ASKLEPIEION AUF KOS . . . . .	87
<i>Dr. Wolfgang Schmidt-Brücken</i> ASKLEPIOS UND HIPPOKRATES . . . . .	95
ANMERKUNGEN . . . . .	102

## **GRIECHISCHE INSELN – HEIMAT DER DICHTER UND SÄNGER**

Die großartige Karlsruher *Kykladenausstellung* von 1976 hat die *Idolplastik* der ägäischen Inselwelt des 3. Jahrtausends v. Chr. in einer bisher nicht erlebten Fülle, Dichtheit und Eindringlichkeit vorgestellt und ins Blickfeld der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt. In einem kaum zu erwartenden Grade wurde sie zum kulturellen Ereignis. Der seitdem schon in der 4. Auflage erschienene, von Jürgen Thimme redigierte *Ausstellungskatalog* darf den Rang eines repräsentativen wissenschaftlichen Spezialwerkes in Anspruch nehmen. Das faszinierendste, kulturgeschichtlich fesselndste Bildwerk jener Epoche einer reifen Hochkultur dürfte die Marmorgestalt eines thronenden Harfenspielers und Sängers sein, die jeden Betrachter immer wieder mit magischer Anziehungskraft festhält. Das Gesicht des Spielenden und Singenden ist aufwärts gehoben, die Vorstellung, daß er der Verbalinspiration eines uns unbekanntem Musengottes lausche, um sie den Menschen weiterzugeben, hat etwas Verlockendes, doch muß man sich hier vor einer Vorwegnahme, einem kulturhistorischen Anachronismus, hüten. Die kleine, nur 2,5 Zentimeter hohe Skulptur aus parischem Marmor stammt von der unbedeutenden, zwischen Naxos und Amorgos gelegenen Insel Keros und zählt heute zu den Kostbarkeiten der *Kykladen-Sammlung* des Nationalmuseums in Athen. Die Epoche, die diese Figur geschaffen hat, bleibt zwar stumm für uns, ohne Schriftdenkmäler; gleichwohl zeigt dieser Harfenspieler an, daß die Gesellschaft seiner Zeit, d. h. des ausgehenden 3. Jahrtausends v. Chr., den Beruf des sich selbst auf seinem Instrument begleitenden Sängers gekannt hat. Vielleicht spricht somit das Kunstwerk deutlicher zu uns, als ein Schriftdokument es vermöchte. Daß der Sänger in der ägäischen Inselwelt angesiedelt und beheimatet war, bezeugt die Herkunft des Marmorbildes.

Geschichtlich und als Person faßbar wird uns die Gestalt des Sängers und Dichters im Bereich der ägäischen Inseln erst mehr als ein Jahrtausend später mit der unvergleichlichen Erscheinung Homers um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts v. Chr. Kunstgeschichtlich ist das die Zeit der Hochblüte des geometrischen Stils in der Keramik, allerdings auch eine Epoche, die sich am wenigsten in der Plastik auszusprechen vermochte. Die präzise Herkunft Homers ist der Wis-



Abbildung eines Harfners auf einem Stangenhenkel-Krater. Die Darstellung zeigt Orpheus bei den Thrakern.

senschaft heute in gleichem Maße problematisch, wie sie schon der Antike unklar war. Wer vor einigen Jahrzehnten auf einem humanistischen Gymnasium Griechisch gelernt hat, kennt wohl noch jenes Epigramm, das von dem Wettstreit griechischer Städte um die Ehre, Homers Geburtsort zu sein, berichtet und in deutscher Übersetzung lautet:

*Sieben Städte wetteifern, Homeros' Heimat zu heißen:  
Smyrna, Rhodos, Kolophon, Athen, Salamis, Ios, Argos.*

Nur nebenbei sei angemerkt, daß mit Salamis die Stadt Salamis auf Zypern gemeint ist. Die Verse sind später hinsichtlich der Städtenamen verschiedentlich umgestaltet worden; unter den Bewerberinnen um die begehrte Ehre erscheinen dann auch Chios, Ithaka, Kyme und Pylos. Für Chios wußte die Antike ein bedeutendes literarisches Zeugnis ins Feld zu führen: jene bekannten Verse vom blinden Sänger aus Chios in dem prächtigen, noch von Thukydides als homerisch verbürgten Hymnos auf Apollon, mit denen sich dessen Dichter an die Sängerinnen und Tänzerinnen des delischen Apollonfestes der ionischen Griechen wendet:

*Nun lebt wohl, ihr Mädchen alle und denkt auch in Zukunft  
Stets noch an mich, wenn einer vielleicht von den Menschen der  
Erde  
Hierher kommt von weither, ein Leidgeprüfter, und fragt euch:  
Sagt mir, Mädchen, wer ist euch der liebste Sänger von allen,  
Die hier auftreten, und wessen Lieder sind euch die liebsten?  
Dann aber gebt ihm alle mit einer Stimme zur Antwort:  
Das ist der blinde Sänger, er wohnt im zackigen Chios.*

Das wäre so gut wie ein unwiderleglicher Beweis, wenn, ja wenn Homer wirklich der Verfasser des Hymnos wäre; dann gebührte die erstrebte Auszeichnung der schönen Insel, jenem Chios, wo man noch heute einen Platz als die *Schule Homers* bezeichnet, freilich mit nicht legitimerem Recht, als die Insel Ios das Grab des Dichters zu besitzen behauptet. Gewiß bleibt nur, daß wir nicht mit Sicherheit zu sagen vermögen, ob Homer auf einer der Inseln oder an der Küste des kleinasiatischen Festlandes geboren ist. Daß Homer die ebenso eigenartige wie großartige Welt der Inseln erlebt, gekannt und geliebt hat, beweist seine Dichtung: es dürfte schwerfallen, einen zweiten Dichter zu nennen, der so einmalige, unverwechselbare Inselbilder gezeichnet hat wie Homer: man braucht sich nur der Insel der Nausikaa, der Insel der Phäaken und Ithakas, der

Heimat des weit über die Meere vom Zorn Poseidons verfolgten Odysseus, zu erinnern.

Die Reihe der großen Dichter und Sänger, die mit Gewißheit den Inseln gehören, beginnt, nicht allzu viele Jahrzehnte nach Homers Blütezeit, mit einem Poeten, dem die Antike durch Jahrhunderte Geltung höchsten Ranges zuerkannte: es ist Archilochos von der Marmorinsel Paros, der erste uns bekannte, im Gedicht von sich selbst, von der eigenen Persönlichkeit, ihrem Lieben und Hassen, ihrem Leid und ihrer Lust, ihrem Kämpfen, Siegen und Unterliegen Zeugnis ablegende Meister der Sprache und des Verses, der erste griechische Lyriker, Archilochos, der den Iambus, bis dahin ein Metrum volkstümlichen Dichtens, zu hoher Kunstform umgestaltete und deshalb, nicht ganz zu Unrecht, als dessen *Erfindergalt*. Sein Dichten ist mit seinem Leben und seinem Lebensgang untrennbar verknüpft. Das Lebensschicksal dieses außergewöhnlichen Charakters war durch die Umstände seiner Abkunft vorbestimmt. Archilochos wurde zu Beginn des 7. Jahrhunderts v. Chr. – selbst eine ungefähre Jahreszahl läßt sich nicht ermitteln – als Sohn des Telesikles, eines Adligen aus altem parischen Geschlecht, und der, vermutlich aus Thrakien stammenden, Sklavin Enipó, wahrscheinlich in dem Dorf Myrrhinai, auf Paros geboren. Als illegitimer Sohn war er, trotz der Anerkennung durch den Vater, von der väterlichen Erbfolge ausgeschlossen und damit auf Lebenszeit auf ein Dasein in Armut und Mittellosigkeit verwiesen. Seinem leidenschaftlichen Temperament konnte das Gefühl der Auflehnung gegen die Konventionen, die ihm diese Rolle aufzwingen, nicht fremd bleiben; seine Waffe wurde sein Vers.

Damit ist die zweite, seine Grundhaltung bestimmende Lebenserfahrung angesprochen: die frühe Berufung zum Dichter. Sie geschah offenbar so zeitig, daß sich ihrer sogar die antike Legende bemächtigt hat. Wir haben sie erst durch einen parischen Inschriftenfund des Jahres 1952 kennengelernt, dessen Mitteilung wir dem griechischen Gelehrten Nikolaos M. Kondoleon verdanken. Poetische Heiterkeit liegt über der zauberhaften Geschichte: Archilochos, damals ein junger Bursche, wird in die Stadt geschickt, um eine Kuh auf den Markt zum Verkauf zu bringen. Es ist ein mond heller Abend, gleichmütig treibt der Junge die Kuh vor sich her. Da begegnet ihm, von der Stadt kommend, eine Gruppe junger Mädchen. Man begrüßt sich, Scherzworte fliegen hin und her, Neckereien werden ausgetauscht. Plötzlich sind die Mädchen, aber zugleich auch das Tier, das der Junge zum Markt zu bringen hat, vom Erdboden ver-

schwunden; statt der nicht mehr vorhandenen Kuh liegt zu Füßen des Verdutzten eine Lyra am Boden. Natürlich waren die Mädchen – vermutlich neun an der Zahl – die Musen, die mit dem Geschenk des Saiteninstruments den Sohn der Sklavin zum Dichter berufen haben. Archilochos kehrt nach Haus zurück, die Leier als Beweisstück in der Hand, und erzählt seinem Vater von der seltsamen Begegnung. Telesikles wird wenig später von der Gemeinde Paros nach Delphi geschickt, um in einer öffentlichen Angelegenheit den Orakelgott und die Pythia zu befragen. Er nimmt diesen offiziellen Auftrag zum Anlaß, um die Prophetin auch über den Sinn des oben geschilderten Vorkommnisses zu hören. Die Antwort der Pythia lautet:

*Dir, Telesikles, wird unsterblich sein einer der Söhne  
Und in Liedern gepriesen: der als erster dich anspricht,  
Wenn du vom Schiffe springst und betrittst den Boden der Heimat.*  
(Max Treu)

Telesikles kehrt nach Paros zurück; der erste, der ihn beim Betreten des heimatlichen Bodens begrüßt, ist Archilochos.

Ein drittes, aufwühlendes, die künftige Gemütslage bestimmendes, latente Eigenschaften zutage förderndes Ereignis brachte dem Dichter die große Liebe seines Lebens, das Mädchen Neoboule, die Tochter des adligen und reichen Lykambes. Verse von unendlicher Zartheit zeugen von der Leidenschaft des Liebenden:

*Wär' mir doch nur Neoboules Hand zu streifen vergönnt!*

Wir wissen nicht, was den reichen Lykambes bestimmte, seine Tochter dem illegitimen Sproß seines Adelsgenossen zu verloben; ebenso wenig ist uns bekannt, warum er das Verlöbnis aufkündigte. Jedenfalls stürzte er durch den Bruch des Eheversprechens den jungen Archilochos in eine Verzweiflung, die seine bisherige Liebe in unstillbaren Haß und wilden Vergeltungsdrang umschlagen ließ. Mit seinen Versen gedachte er den Wortbrüchigen, aber auch die bis dahin so innig Geliebte zu strafen, und er war sich der Fähigkeit dazu bewußt:

*Eine Kunst beherrsch' ich gut:  
Dem, der Böses mir getan hat, heimzahlen mit bösem Schimpf.*  
(Max Treu)

Und in der Tat: die Verse, scharfzüngige Iamben, mit denen Archilochos den Lykambes, mit denen er selbst Neoboule verfolgte, enthielten so böses Gift, daß die anekdotensüchtige

Antike die Legende erfand, Neoboule samt ihrer Schwester habe sich aus Gram über diese Angriffe, die sie zu beschmutzen und zum Gespött der Welt zu machen suchten, erhängt. Wie Archilochos mit eid- und treubruchigen Freunden zu verfahren wußte, zeigt die poetische Verwünschung, die er einem ungetreuen Freund nachsendet:

*Wenn ihn die Brandung dann nackt  
bei Salmydessos an den Strand wirft, sollen ihn,  
gastfreundlich wie sie ja sind,  
die Thraker greifen mit dem hohen Schopf – da harret  
seiner ein schreckliches Los  
beim Sklavenbrot – er soll im Frost erstarren, soll,  
ganz überhangen von Tang,  
mit seinen Zähnen klappern, soll auf seinem Maul  
gleich einem Hund im Geschäum  
entkräftet liegen, das die See ans Ufer schwemmt.  
Wahrlich, so sah ich ihn gern,  
den Unrechttuer, den Verächter seines Eids,  
ihn, der mein Freund war zuvor!* (Manfred Hausmann)

Unter dem Eindruck seiner Enttäuschungen und seiner Verbitterung, wohl auch unter dem Zwang materieller Not, muß Archilochos den Entschluß gefaßt haben, sich nach der Insel Thasos zu begeben, wo die Parier unter der Führung seines Vaters Telesikles vor einiger Zeit eine Tochterstadt gegründet hatten. Archilochos ging dorthin als Soldat, denn die parische Kolonie auf Thasos stand in ständigen Auseinandersetzungen mit anderen, rivalisierenden Griechenstädten und an der gegenüberliegenden Festlandküste, auf die sie, nach weiterem Landesbesitz suchend, übergriffen, mit den Stämmen der kriegerischen Thraker. Dichter und Kriegsmann sollte er für den Rest seines Lebens bleiben: Dichter aus Berufung, Kriegsmann um des Lebensunterhaltes willen:

*Ich bin Gefolgsmann des Ares, des strengen Gebieters im Kriege,  
Und der Musen Geschenk ist mir, das holde, vertraut.* (Max Treu)

Daß er das Kriegshandwerk nur um des täglichen Brotes willen betreibt, spricht er in einem Epigramm ganz offen aus:

*Meine Lanze bäckt mir mein Brot; die Lanze verzapft mir  
Ismarer Wein; sie gibt, während ich trinke, mir Halt.* (Herrmann Fränkel)

Diese, den Wertvorstellungen der Gesellschaft, der Archilochos doch entstammte, Hohn sprechende Einstellung zum Kampf mit der Waffe hat den Dichter auch jenes später so oft nachgeahmte, berühmt-berüchtigte, von traditionsbewußten Griechen gescholtene Epigramm über den Verlust des Schildes in der Schlacht niederschreiben lassen:

*Mag sich ein Saier (= Thraker) freuen an dem Schild, den beim  
Busch ich zurückließ;  
Meine vortreffliche Wehr, ungern nur gab ich sie preis!  
Retten konnt ich mein Leben: was schiert jener Schild mich noch  
länger!  
Kaufen will ich mir bald einen, der ebenso gut!* (Max Treu)

Trotz dieser zynisch erscheinenden Verachtung überlieferter Vorstellungen von Soldatenpflicht und Kriegerehre bleibt Archilochos wieder urgriechisch in seinen Gedanken über die Grenzen des menschlichen Daseins und das den Irdischen zugemessene und gebotene Maß:

*Sei getrost, mein Herz, in deinen rettungslosen  
Leiden! auf! ermanne dich, und dringe vorwärts  
In die Speere deiner Feinde, die den Tod dir  
Dräuen. Nur der Mut gibt Sicherheit. Doch siegst du,  
O so hemme deiner Freude wildes Jauchzen!  
Siegen deine Feinde, laß du dann von deinem  
Jammer dich nicht, kraftlos winselnd, niederschlagen.  
Nur dich dessen stets zu freuen, was der Freude  
Wert ist, strebe du, und dich im Unglück durch der  
Menschen immer wandelbares Los zu trösten!*  
(Christian zu Stolberg)

Manches Homerische klingt in diesen Versen an, jene Warnung vor dem allzu lauten Triumph über den besiegten Feind, vor der Verhöhnung des Unterlegenen. Der Überlieferung verpflichtet ist auch das Bewußtsein von der Nichtigkeit, der Ausgesetztheit des Menschlichen gegenüber der Allmacht der Gottheit, in deren unberechenbare Hände der Mensch gegeben ist:

*Leicht ist alles für die Götter. Aus dem Unglück richten sie  
oft den Mann empor, der vordem auf der schwarzen Erde lag.  
Oft auch stürzen sie uns: manchen der mit festem Schritte ging  
legten sie jäh auf den Rücken. Vieles Schlechte trifft ihn nun:  
Hunger treibt ihn in die Irre, und sein Denken ist verstört.*  
(Hermann Fränkel)

So kontrastreich ist das seelische Klima und die geistige Welt dieser Dichterpersönlichkeit. Und gerade die zuletzt zitierten Verse offenbaren noch einmal, wie alles, was da in einer klaren, präzisen Sprache ins Allgemeine projiziert wird, dem allerpersönlichsten Erleben entspringt.

Die spätere Antike hat das Werk des hochgepriesenen Dichters aus moralisierender Engstirnigkeit fast ganz dem Untergang preisgegeben. Nicht ein einziges Gedicht ist lückenlos erhalten, nur jämmerliche Trümmer sind uns geblieben. Doch selbst in diesen armseligen Scherben leuchtet noch immer glanzvoll die unvergängliche poetische Schönheit auf wie in den drei Versen aus einem verlorenen Gedicht auf ein junges Mädchen, die Manfred Hausmann so ins Deutsche übertragen hat:

*Sie freute sich an der erblühten Rose und  
Dem Myrtenzweig in ihrer Hand. Das Haar  
Beschattete die Schultern leise und den Hals.*

Archilochos fiel, wie er gelebt, als Soldat in einem Gefecht der parischen Kolonisten auf Thasos mit den Rivalen aus Naxos. Der Mann, der ihn erschlug, soll Korax geheißen haben. Dieser Korax, so erzählt die antike Biographie, sei später einmal nach Delphi gekommen, um das Orakel zu befragen. Ihn habe die Pythia aus dem heiligen Bezirk gewiesen mit den Worten:

*Du hast den Diener der Musen erschlagen: Verlasse den Tempel!*

Mag diese Geschichte Legende sein. Selbst wenn sie erfunden ist, bleibt sie ein Zeugnis für den hohen Rang, den der Dichter aus Paros im Bewußtsein der griechischen Nachwelt bis in die Spätzeit hinein behauptete.

\* \* \*

Als größte Dichterin, ja als *die* Dichterin der griechischen Welt schlechthin hat die Antike stets Sappho betrachtet. Auf der äolischen Insel Lesbos wurde sie in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts v. Chr. in dem Ort Eresos, wie man annimmt, geboren, lebte dann aber in der Inselhauptstadt Mytilene. Die Lebenszeit dieser Schöpferin unendlich zarter, anmutiger poetischer Gebilde reicht, von der politischen Geschichte der Griechen her gesehen, in die Epoche des athenischen Staatsmannes, Gesetzgebers, Dichters und Denkers Solon hinein und berührt sich mit der ihres Landsmannes, des Dichters Alkaios; mit diesem ist sie auf einer der prachtvollsten Vasen der Münchener Antikensammlung, einem Kalathos aus der Zeit um 470 v. Chr., in überlegener Würde der Haltung dargestellt. Um der Schönheit



Alkaios und Sappho auf einem kalathosförmigen Krater. Brygosmaler.

ihrer Dichtungen willen bezeichnet Sokrates sie in Platons *Phaidros* (235 C) als *die schöne Sappho*; dieser Beiname ist ihr bis ans Ende des Altertums geblieben, denn noch Kaiser Julian (361-363 n. Chr.) nennt sie in seinem Brief an Alypius (358/59 n. Chr.) *die Schöne*. Dabei war sie nach der antiken, auf ihrem Selbstzeugnis beruhenden Überlieferung äußerlich nicht einmal schön, sondern eher unansehnlich: sie soll klein von Gestalt gewesen sein und einen dunklen, bräunlichen Teint gehabt haben. Platon selbst spricht von ihr in einem, ihm wohl mit Recht zugeschriebenen Epigramm als von der *zehnten Muse*:

*Neun an der Zahl sind die Musen, sagt mancher, gedankenlos freilich:*

*Seht doch, als zehnte trat längst Sappho aus Lesbos hinzu.*

Ein paar Jahrhunderte später, zur Zeit des Augustus, weist ihr der Geograph Strabon (XIII 2, 3) höchsten künstlerischen Rang zu: „Zu der gleichen Zeit (d. h. wie Pittakos von Mytilene und Alkaios) hat Sappho gelebt, ein wahres Wunder, denn, soweit das Gedächtnis reicht, ist uns keine zweite Frau bekannt, die es auf dem Gebiet der Dichtung auch nur im entferntesten mit ihr aufnehmen könnte.“ So ungeschmälert überdauerte Sapphos Ruhm die Zeiten und die weltgeschichtlichen Veränderungen, die sie brachten.

Sapphos Familie zählte zur Aristokratie der Insel Lesbos. Durch ihre Herkunft wurde sie in die politischen Unruhen der Zeit, die auch die Insel erfüllten, hineingezogen und mußte, wohl für einige Jahre, nach Sizilien, wie berichtet wird nach Syrakus, in die Verbannung gehen. Von dort kehrte sie dann nach Mytilene zurück. Die Dichterin scheint ein starkes Gefühl für die Bindung an ihre Familie gehabt zu haben.

Besonders lebhaft äußert sich dieses Gefühl in ihrem Gebet um eine glückliche Heimkehr ihres Bruders Charaxos; er hatte sich durch ein spektakuläres Hörigkeitsverhältnis zu der schönen Hetäre Doricha in Naukratis (Ägypten), die er für eine bedeutende Summe freikaufte, nicht nur finanziell ruiniert, sondern auch gesellschaftlich kompromittiert und damit seiner Schwester schmerzlichen Kummer bereitet:

*Kypris und ihr Töchter des Nereus, bringt mir  
wohlbehalten hierher den Bruder wieder!*

*Was sein Herz sich wünscht, daß es wirklich werde,  
– alles erfüllt ihm!*

*Was er einst gefehlt hat, das soll er lösen,  
Freude wieder sein den vertrauten Freunden,  
seinen Feinden Gram, aber uns mag niemals  
feind einer werden!*

*Seine Schwester wieder in Ehren sehen  
sei sein Vorsatz, frei von den schlimmen Sorgen,  
die sein Leid ihr bisher gebracht hat,..* (Max Treu)

Der Rest des Liedes besteht für uns leider nur noch aus zertrümmerten Bruchstücken. In einem zweiten Gedichtfragment zum gleichen Thema wird uns der Tenor der Wünsche Sapphos noch einmal deutlich gemacht:

*Was er einst gefehlt hat, er (hats) beglichen.  
Mögen denn der Wind und die Meereswogen  
als ein glücklich Schiff zu dem Heimathafen  
bringen das seine!*

*Kypris, dich als strafende Göttin spüre  
Doricha! Nicht laß sie sich dessen rühmen,  
daß ein zweites Mal in entflammter Liebe  
er ihr verfallen!* (Max Treu)

Sappho war verheiratet, angeblich mit einem sehr reichen Mann namens Kerkolas von der Insel Andros, und hatte aus dieser Ehe eine Tochter, die sie, einem alten griechischen Brauche folgend, nach ihrer eigenen Mutter Kleïs nannte. Von dem Vater des Kindes ist in den erhaltenen Gedichtfragmenten und der antiken Biographie nirgends mehr die Rede; er mag früh gestorben sein, vielleicht auch weiterhin in der Verbannung gelebt haben. Von einem innigen Verhältnis zu der Tochter sprechen ein paar Verse aus einem verlorenen Gedicht, die uns erhalten geblieben sind:

*Eine schöne Tochter hab ich.  
Über ihrem Körper  
liegt ein Goldhauch wie von Blumen:  
Kleïs, die ich liebe.  
Und ich ließe sie nicht, sollt ich  
auch ganz Lydien haben  
und das holde Lesbos.* (Manfred Hausmann)

Gegenüber den anderen Frauen ihrer Zeit, etwa den Athenerinnen oder den Ionierinnen in den großen kleinasiatischen Griechenstädtchen wie Milet oder Ephesus, scheinen die Frauen auf Lesbos im Vergleich mit den Männern bedeutend größere gesellschaftliche Freiheit, Selbständigkeit, ja Ebenbürtigkeit besessen zu haben. Auf diese außergewöhnliche Stellung der Frauen scheinen mir auch jene durch Alkaios bezeugten, wahrscheinlich zweimal im Jahr, im Stammesheiligtum der fünf lesbischen Städte (Antissa, Eresos, Methymna, Pyrrha und Mytilene) abgehaltenen Schönheitswettkämpfe der Frauen der Insel hinzuweisen. In einer so angelegten Gesellschaft konnten mindestens die Töchter der wohlhabenden und aristokratischen Familien eine der Erziehung der Söhne gleichwertige Bildung und Persönlichkeitskultur erhalten. Eine Stätte dieser ungewöhnlichen, ausgesprochen musischen Bildung muß Sapphos Haus, die Dichterin selbst ihre Vermittlerin gewesen sein. Sinn dieser Erziehung war die Entfaltung und Selbstverwirklichung weiblicher Individualität unter der Schutzherrschaft der Musen, der Chariten und der Göttin der Schönheit und Liebe: Aphrodite. Welche Bedeutung Sappho, die Archegetin dieser Form der Bildung junger Mädchen, der Gegenwart des Musischen in dieser Schule der Selbstentfaltung beimaß, offenbart ein Gedichtfragment, das wir einem glücklichen Fund verdanken: es spricht in seinem ersten, erhaltenen Teil vom traurigen Los derer, die an den Musen, die an dieser Bildung nie Anteil gehabt haben:

*Gänzlich, wenn du einst stirbst,  
schwindest du hin,  
niemand wird dein gedenken,  
niemand wünscht dich zurück,  
denn du hast nie  
Rosen gebrochen im  
Land der Musen, und so  
wehst du hinab  
ruhmlös ins Haus des Hades  
und verlierst dich alsbald  
irrenden Flugs  
unter den fahlen Toten.*

*(Manfred Hausmann)*

Man sollte sich in diesem Zusammenhang daran erinnern, daß später Platon seine Akademie unter den besonderen Schutz der Musen, der Athena und des Eros stellte. Auch darf man nicht vergessen, daß mit dieser Art göttlicher Schutzherrschaft in der

griechischen Antike jeder kulturellen Institution auch ein religiöser Charakter eigen ist. Sappho selbst nennt ihr Haus, in dem sich die ihr von den Eltern anvertrauten Mädchen versammelten, ein *Haus der Musendienerinnen*; in diesem Sinne ist auch die Beziehung der Dichterin zu ihren Schülerinnen zu verstehen. Die Zärtlichkeit, die nicht anders als erotisch zu bezeichnende Leidenschaftlichkeit, die Sappho in ihren Gedichten für diese, oftmals mit ihrem Namen bezeichneten Mädchen ganz unverhüllt bekundet, ist schon im Altertum mißdeutet worden und hat ihr, wie das Suda-Lexikon zu berichten weiß, „die verunglimpfende Nachrede einer lasterhaften Liebesbeziehung“ eingetragen. Diese Verzerrung, die schon für die Komödie des 4. Jahrhunderts v. Chr. typisch gewesen sein mag, wurde dann von den römischen Dichtern der Nachwelt weitergegeben; man findet die Fortwirkung dieses entstellten Sappho-Bildes bis hinein in literaturgeschichtliche Darstellungen der Gegenwart. So schreibt der bekannte französische Gräzist Robert Flacelière in seiner, auch in einer deutschen Übersetzung erschienenen *Literaturgeschichte Griechenlands* unter Berufung auf Horaz (Episteln I 19, 28): „Die Alten lassen uns kaum einen Zweifel an der eigenartigen Leidenschaft *der männlichen Sappho*. Sie konnten sich ja eher als wir ein Urteil erlauben, da sie deren ganzes Werk lasen, von dem wir nicht mehr als Fetzen besitzen.“ Aber die „Alten“, die hier angesprochen werden, waren Römer, die ein halbes Jahrtausend nach der großen lesbischen Dichterin gelebt haben. Sokrates und Platon haben von dieser Sappho-Deutung noch nichts gewußt; auch Aristoteles weiß davon nichts zu berichten.

Eines der schönsten, ergreifendsten dieser Gedichte voll liebender Hinneigung ist an eine ehemalige Schülerin Sapphos namens Arignota gerichtet, die sich nach der lydischen Hauptstadt Sardes verheiratet hat. Vielleicht hat ihr Sappho, wie so vielen anderen, zur Ehe bestimmten und für sie erzogenen Mädchen, das Hochzeitslied gedichtet. Die erhaltenen Verse sprechen vom Heimweh Arignotas nach dem Haus der Dichterin und den Gefährtinnen:

*...oftmals von Sardeis her  
richtet sie zu uns heimwärts die Gedanken,*

*denkt daran, wie wir damals vereint gelebt:  
götterähnlich erschienst du ihr,  
dein Lied fand Arignota stets das schönste.*

*Fein und schön lebt sie jetzt unter Lydiens  
Frau, wie nach Sonnenuntergang  
rosenfingrig der Mond mit seinem Scheine*

*aller Sterne Glanz hell überstrahlt, sein Licht  
breitet er übers salz'ge Meer  
gleicherweise wie über Blumenauen,*

*und da liegt frisch der Tau und die Rosen blühn  
und der Kerbel, der zarte, und  
Honiglotos mit seinen Blütendolden.*

*Auf und ab wandert sie, an die freundliche  
Atthis denkt sie mit wehem Sinn  
voller Sehnsucht, da wird das Herz ganz schwer ihr.*

*...Kommt zu mir! – Sie ruft es laut hinaus... (Max Treu)*

Das persönliche Empfindungsleben, die intimsten Regungen des Gemüts erfahren die Verwandlung in das dichterische Wort; sie werden aber zugleich eingebettet in die Bilder der Natur, die Sappho mit unvergleichlicher Feinfühligkeit nachzuzeichnen weiß. Mühelos gelingen ihr zauberhafte Naturgemälde, die herrlichsten vielleicht in jener Anrufung Aphrodites, den Bund der Musendienerinnen durch ihre Epiphanie im ländlichen Heiligtum zu begnaden:

*...steig vom Himmel,  
Göttin, hernieder,*

*komm hierher, zu kretischer Meister hehrem  
Tempel, den ein lieblicher Hain umgibt von  
Apfelbäumen; dort aber stehn Altäre  
dampfend von Weihrauch.*

*Zwischen Apfelzweigen hinab rauscht kühles  
Wasser; ganz im Schatten von Rosenranken  
liegt die Stätte, schwirrendes Blattwerk träufelt  
Schlaf auf die Lider.*

*Dort die Pferdeweide, die Wiese, prangt mit  
Frühlingsblumen, und das Aniskraut atmet  
honigsüßen Hauch aus...*

*Komm denn, Kypris du, mit bekränztem Haupt und  
nimm den Nektar, misch ihn mit Festtagsfreude,  
um mit reichem Gusse uns dann die goldenen Becher zu füllen!*

Angesichts solcher Verse empfindet man das Epochale dieser Dichtung, erkennt man die Umwälzung, die das Auftreten dieser Dichterin in ihrer Zeit bedeutet. Solche aus dem Erlebnis des Augenblicks geborene Dichtung hat es in der griechischen Welt bis dahin nicht gegeben, so ist die Natur vorher nicht gesehen, ist das Verhältnis des Einzelnen zu ihr nicht ausgesprochen worden. Die Wahl dieser Bilder und ihre Umsetzung in die dichterische Sprachgestalt sind von feinsten Genauigkeit und nicht zuletzt von erlesener Einfachheit und Schlichtheit, kurz, von reifer Kultur. Der Mensch unserer Tage, durch die Lyrik der Gegenwart an gleichsam chiffrierte, nur mit dem Schlüssel der Interpretation zugängliche Texte gewohnt, könnte es schwer finden, sich mit Sapphos kristallklaren Wortgebilden zu befreunden; doch sie behalten über alle Stilwandlungen hinweg ihre Gültigkeit, denn sie sind zeitlos und ewig. Diese Klarheit und Bildhaftigkeit behalten die Lieder dieser Dichterin auch dann, wenn sie sich auf das Feld der Reflexion und in den Bereich des reflektierenden Gedichts begibt wie in den Strophen, in denen sie sich über die Rangordnung ihrer eigenen Wertvorstellungen ausspricht.

*Mancher sagt: ein Wagenheer sei das Schönste  
auf der schwarzen Erde, und mancher: Fußvolk,  
mancher: eine Flotte; ich aber sage:  
das was man lieb hat.*

*Einem jeden Menschen dies klar zu machen  
ist sehr leicht. Es hat ja die schönste aller  
Menschenfrauen, Helena, einst den besten  
Gatten verlassen,*

*und sie stieg ins Schiff, zum Verderb für Troja,  
und vergaß ihr Kind, und der lieben Eltern  
dachte sie nicht mehr; es entführte Kypris  
sie durch die Liebe.*

*(In der Göttin Hand ist das Herz geschmeidig  
jedes Menschen, unsre Gedanken lenksam.)  
So hat sie auch mich an das ferne Mädchen  
eben erinnert,*

*dessen holdes Schreiten ich lieber sähe  
und des Lichtes Spiel auf dem blanken Antlitz  
als der Lyder Wagen und hoch in Waffen  
kämpfende Krieger.*

*(Hermann Fränkel)*

(Von den übrigen Strophen sind wenige Worte erhalten)

\* \* \*

Von den Hochzeitsliedern, die Sappho für so manches der ihr anvertrauten Mädchen dichtete, war schon die Rede; leider ist nicht ein einziges davon vollständig erhalten. Nicht unter diese Epithalamien, die am Hochzeitsabend von Mädchen- oder alternierenden Jünglings- und Mädchenchören gesungen wurden, ist ein Gedicht zu rechnen, von dem ein größeres Fragment erhalten geblieben ist, und das sich immerhin auf einen entsprechenden Anlaß, eine Hochzeit auf Lesbos, der Heimatinsel der Dichterin, bezieht. Welch eine farbige, bewegte, empfindungsreiche Bildersprache auch hier! Sappho greift auf eine Szene aus der heroischen Frühgeschichte zurück, die sie in höchst verfeinerter Form nachzuzeichnen versteht: es ist die Schilderung des festlichen Einzugs Hektors und Andromaches in Troja als Hochzeitspaar:

*Laufend nahte der Herold, den Hektor vorausgesandt,  
der beflügelte Bote Idaios mit diesem Spruch:  
„Über Troja, o König, und Asiens weites Land  
leuchtet heute der Glanz eines Ruhmes, der nie vergeht.  
Hektor führt die erwählte, die Braut mit dem Sternblick,  
führt vom heiligen Theben, wo ewig der Plakos ragt,  
mit den Freunden zu Schiffe die zarte Andromache  
übers salzene Meer. Und sie bringen die Goldlast mit  
vieler Reifen, auch purpurne Bänder und bunten Tand,  
Blumen, zahllose silberne Becher und Elfenbein.“  
So der Herold. Der liebende Vater stand eilends auf.*

*Das Gesagte durchflog die geräumige Stadt und kam  
zu den Freunden. Da spannten die Männer von Ilion  
vor die festlichen Wagen die Maultiere gleich. Die Schar  
stieg der Frauen hinauf und der zierlichen Mädchen auch.  
Doch die Töchter des Priamos gingen für sich einher.  
Pferde wurden von Jünglingen gegen das Joch gedrängt  
der gerundeten Streitwagen. Machtvoll erhoben die  
Lenker ihre befeuernden Stimmen. Mit Erzgedröhn  
rollten alle Gefährte durchs skaiische Tor ins Feld.*

*Sie umringten das Paar, das unsterblichen Göttern glich, und geleiteten, Wagen an Wagen, den Hochzeitszug durch den Staub des Gefilds nach dem heiligen Ilion. Süß vereinte die Flöte, erklirrend das Becken sich mit dem Rauschen der Saiten. Die Jungfrauen sangen hell ein Gebet in der alten, geheiligten Melodie.*

*Rein und feierlich schwebte der Widerhall himmelwärts. Überall an den Straßen, durch die sich der Festzug wand, waren Krüge und Schalen mit Räucherwerk aufgestellt. Weihrauchwolken, durchduftet von Myrrhengewürz und Zimt, stiegen hoch. Und die Greisinnen brachen in Jubel aus. Alle Männer begannen das Festlied und riefen den weithintreffenden Gott mit der Leier an. Hektor, sangen sie, sei und Andromache Göttern gleich.“*

(Manfred Hausmann)

In der philologischen Forschung ist dieses Gedichtfragment wiederholt Sappho abgesprochen oder ihre Autorschaft angezweifelt worden, wie ich meine, ohne unwiderlegliche, überzeugende Argumente. Leben, Farbe, Klang und ein Hauch von schwebender Anmut erfüllen diese Szene aus mythischer Vorzeit und machen sie frisch, nah, gegenwärtig.

Man hat darauf hingewiesen, daß das 6. Jahrhundert v. Chr., in das ein Großteil der Lebens- und Schaffenszeit der Dichterin fällt, bereits ein Jahrhundert der literarischen Legende war. Vielleicht ist noch in jenem Jahrhundert die Fabel von der unglücklichen Liebe der alternden Sappho zu dem schönen Jüngling Phaon entstanden. Von ihm verschmäht und gemieden, so will es das biographische Märchen, habe sie sich, um Heilung von ihrer unglücklichen Leidenschaft im Tod zu finden, vom leukadischen Felsen, dem Südkap der Insel Leukas, ins Meer gestürzt. Die Phantasie der griechischen Antike war erfinderisch im Ersinnen und Ausschmücken von dergleichen Anekdoten. Den Anlaß zur Entstehung der Legende vom Todsprung der Dichterin mag die verbürgte Tatsache ihrer, freilich viel früheren, Verbannung nach Sizilien gegeben haben; nur damals kann Sappho, die Tochter des äolischen Lesbos, in den fernen Westen der griechischen Welt gelangt sein.

Der Rang der Dichtung Sapphos triumphiert letztlich über alle Fabeleien. Was diese reichbegabte Frau in der Weltgeschichte der Dichtung bedeutet und warum ihr diese Wertung bleiben wird, trotz des Untergangs des größten Teils ihres Werkes, hat wohl keiner so klar, einfach und tiefbegründet wie der große Repräsentant der klassischen Philologie, Wilamowitz, in seinem Buch über *Sappho und Simonides*:

*Weil sie tiefer empfand, voller und reiner zu sagen vermochte, was sie litt, konnte sie Blüten der Poesie hervorbringen, deren Duft bis heute nichts von seiner unmittelbaren Frische verloren hat.*

\* \* \*

Mit dem Titel des Buches, aus dem das vorstehende Zitat stammt, ist auch der Name des Dichters genannt, der, wie einst sein ionischer Stammesgenosse Archilochos, doch freilich ganz anders geartet als jener leidenschaftliche Empörer gegen Tradition und Konvention, wiederum in ein neues Zeitalter hineinweist: Simonides von Keos, der westlichsten, Attika zunächst gelegenen Kykladeninsel, die heute Kea heißt. Dort ist er in Ioulis, einem der vier Kleinstädtchen, die es auf Keos im Altertum gab, nach seinem eigenen Zeugnis im Jahre 557/56, als Sohn des Leoprotes, eines Vollbürgers der Gemeinde, geboren. Ioulis lag an der Stätte des heutigen Inselhauptortes Kea; wer zu Schiff, von Piräus kommend, nach den Kykladen fährt, wird den malerischen Ort landeinwärts an einem Berghang erblicken. In Platons Dialog „Protagoras“, in dem die Gesprächspartner sich mit der Exegese eines Skolion, eines Trink- oder Tischliedes, des Simonides befassen, tritt auch eine zweite Berühmtheit der kleinen Insel auf: der Sophist Prodikos, ein Zeitgenosse des Sokrates, der u. a. als Schöpfer und Lehrer einer vielleicht übertriebenen und von seiner Mitwelt als pedantisch empfundenen, Stilistik und Denken seiner Epoche aber dennoch intensiv beschäftigenden und beeinflussenden Synonymik bekannt geworden und geblieben ist.

Wer den jungen Simonides in die Kunst des Liedes und der Dichtung eingeführt hat, wissen wir nicht. Feststellen läßt sich, daß er sich eine reiche literarische Bildung zu erwerben verstand. In ihm verband sich der weltoffene, bewegliche und aufnahmefähige Geist des Ioniers, wie es scheint, mit der Gabe eines ungewöhnlichen Gedächtnisses; soll er doch, nach dem Zeugnis der parischen Marmorchronik, ein „mnamonikon“, wohl eine Art Mnemotechnik, geschaffen haben. Vor allem aber scheint ihm von Geburt an jenes, dann durch Bildung fortentwickelte und in langer Lebenserfahrung gereifte Geschenk verliehen gewesen zu sein, das Goethe als *höchstes Glück der Erdenkinder* bezeichnet: Persönlichkeit. Auf ihr beruhte sein Fortleben bei der griechischen Nachwelt, auch als sein dichterisches Werk der Vernachlässigung durch die Literaturwissenschaft anheimgefallen und bis auf Bruchstücke untergegangen war.

Aus dem schon erwähnten Selbstzeugnis des Dichters geht hervor, daß er vorwiegend Chorlyriker war. Aus Anlaß eines Sieges,

den er in einem Dichterwettbewerb des Jahres 476, also als bereits Achtzigjähriger, in Athen mit einem Chor errungen hatte, verfaßte er ein Epigramm, in dem er sich rühmt, er habe sechsundfünfzigmal mit einem Chor gesiegt. Als Dichter von Chorliedern dürfte er zunächst auf seiner Heimatinsel Keos Ansehen gewonnen und sich seinen Mitbürgern empfohlen haben.

Sein Name wurde dadurch auch in der näheren Umgebung der Insel bekannt; Herodot (V 102) berichtet von einem Chor, den Simonides zu Ehren des Athleten Eualkidas aus Eretria auf dem nahen Euboia gedichtet habe. Sein Aufstieg zu panhellenischer Geltung begann mit der Berufung an den Hof des Peisistratos-ohnes Hipparchos in Athen, der schon Anakreon und andere Dichter in seine Umgebung gezogen hatte. Hier, in der Atmosphäre der verfeinerten spätarischen Kultur, fand Simonides die Voraussetzungen für die Entfaltung seines eigenen Talents.

Als Hipparchos am Panathenäenfest des Jahres 514 v. Chr. einer Verschwörung gegen sein Leben zum Opfer gefallen war, verließ der Dichter Athen und zog nach Thessalien; dort wurde er für die reichen Adelsgeschlechter der Skopaden und Aleuaden tätig. Als bei einem Familienfest der Skopaden das Haus einstürzte und die Teilnehmer unter den Trümmern begrub, verfaßte Simonides einen Threnos, einen Trauerchor, für die toten Angehörigen des Geschlechts. Der Anfang dieses Gedichts ist berühmt geworden und deshalb erhalten geblieben; die vier Verse lauten:

*Da du ein Mensch bist, sag nie vorher, was morgen geschehn wird,  
noch, einen Glücklichen sehend, wie lange sein Glück währt;  
denn nicht einmal der schwirrenden Mücke Flug  
wechselt so plötzlich.*

Der Anlaß des Gedichts mochte dergleichen Gedanken nahelegen. Dem Dichter verallgemeinern und sublimieren sie sich zu Erkenntnissen über das Ephemere der menschlichen Existenz, zu Einsichten in die Flüchtigkeit unserer Situationen, zu Definitionen der condition humaine, die sich der dichterischen Imagination in der Gestalt von Bildern und Gleichnissen darstellen. Reflexionen entsprechender Zielrichtung und eine ähnlich geprägte Bildersprache finden sich wenig später in den großen Chorliedern der klassischen Tragödie, bei Aischylos vor allem. Gedanken über die Grenzen des menschlichen Daseins kehren in einem anderen Fragment eines Gedichts des Simonides wieder:

*Menschen besitzen wenig  
Macht, eitel sind ihre Sorgen.  
Kurz bemessen läßt ihr Leben Last ihnen auf um Last.  
Unterschiedslos und unentrinnbar verhängt bleibt ihnen der Tod:  
ihn erhielten zum nämlichen Teil die Guten  
wie jeder, der schlecht ist.*

Simonides hat erkannt, daß diese Begrenztheit menschlicher Möglichkeiten auch für die Realisierung des sittlich Guten in der menschlichen Persönlichkeit gilt. Wie wir aus der Diskussion in Platons „Protagoras“ sehen, hat der Dichter daraus die Notwendigkeit einer neuen Toleranz für den Mitmenschen gefolgert, solange dieser das Gute will und im Maße des Menschenmöglichen verwirklicht, vor allem aber sich nicht bewußt und absichtsvoll dem Schlechten zuwendet. Simonides wird damit zum Propheten einer neuen, humaneren Wertordnung.

In der Zeit der Perserkriege finden wir Simonides in Athen; dort soll er in persönlichem Kontakt zu Themistoklès gestanden haben. Die Überlieferung berichtet, Simonides habe in einem Dichterwettbewerb, den die Athener für eine Elegie auf ihre bei Marathon gefallenen Mitbürger ausgeschrieben hatten, vor Aischylos den Preis gewonnen, doch bleibt diese Nachricht fragwürdig, ihre Authentizität umstritten. Ähnliches gilt für das berühmte Epigramm auf die Gefallenen der Thermopylenschlacht, das die Älteren unter uns auf der Schule entweder im griechischen Originaltext oder in Schillers, von Wilamowitz in schroffem Verdikt als „abscheulich“ bezeichneten Übersetzung auswendig gelernt haben:

*Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest  
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.*

Viele möchten auch heute noch dieses in seiner Schlichtheit ergreifende Gedicht dem Simonides belassen; doch gerade in diesem Falle scheint er als Verfasser nicht gesichert. Authentisch ist hingegen mit Sicherheit das Grabepigramm, das Simonides für einen Freund, den ebenfalls bei Thermopylai gefallenen Seher Megistias verfaßt hat:

*Dies ist das rühmende Mal des Megistias, welchen der Meder,  
als er ins melische Land einbrach, im Kampfe erschlug.  
Seher war er und wußte den Tod, der ihm nahte. Doch ließ er  
nicht sich beirren: er blieb bei dem spartanischen Heer.*

*(Hermann Fränkel)*

Ein drittes Zeugnis für die dichterische Würdigung der ganz Griechenland aufrüttelnden heroischen Selbstaufopferung des Leonidas und seiner dreihundert Spartiaten durch Simonides besitzen wir in einem Chorliedfragment, das als beispielhaft für die Sprachkunst des Dichters stehen soll:

*Von denen die an den Thermopylen starben  
ist ruhmvoll das Ergehn, schön das Verhängnis,  
Altar das Grab, statt der Klagen Gedächtnis, das Mitleid Preis.  
Kein Rost und nicht die alles bezwingende Zeit wird verstümmeln  
ein solches Grabmal  
von guten Männern, und in dem geweihten Bezirk hat die Glorie  
von Hellas Wohnung genommen. Zeuge dessen ist Leonidas,  
der König Spartas, der den großen Schmuck des Manneswerts  
hinterließ und unversiegligen Ruhm. (Hermann Fränkel)*

*In einer komplizierten Weise flimmernd und geistreich* hat Hermann Fränkel, der Verfasser der vorstehenden Übersetzung diese Verse genannt; sie können auch bahnbrechend und zukunftsweisend heißen, denn sie nehmen charakteristische Merkmale der sprachlichen Kunst der Sophisten, eines Gorgias etwa, vorweg.

Als er das achte Lebensjahrzehnt schon vollendet hatte, begab Simonides sich, wie später Aischylos, in den Westen der griechischen Welt, nach Sizilien. Auch dort sehen wir ihn in der nächsten Umgebung der Fürsten, als lebenskundigen und lebenserfahrenen Weisen, auf dessen Rat man hört, dessen Urteil man zu schätzen weiß. Dem entspricht die Nachricht, Simonides habe zwischen den zerstrittenen Herrschern Hieron von Syrakus und Theron von Akragas vermittelt und den unmittelbar bevorstehenden Ausbruch eines Krieges verhindert. In diese späte Lebenszeit gehört auch die Rivalität mit Pindar, die in einem Gedicht des letzteren anklingt. Simonides starb im Jahr 468 v. Chr. in Akragas und fand dort seine Grabstätte.

Daß sich eines solchen Mannes, eines so ungewöhnlich langen und reichen Lebenslaufes die Anekdote bemächtigte, kann niemand verwundern. Ebensowenig kann es erstaunen, daß dabei auch die unerfreulichen Wesenszüge eine gewichtige Rolle spielen, denn wann in der Geschichte hätte es eine Zeit gegeben, in der sich nicht die kleineren Alltagscharaktere über die menschlichen Schwächen und Gebrechen großer Geister mit Lust amüsiert hätten? Simonides war wohl der erste, der seine Gedichte auf Bestellung und gegen ein beachtliches Entgelt verfaßte. Er selbst soll einmal bemerkt haben, er besitze zwei

Truhen: eine mit den ihm bezahlten Honoraren, die andere mit den Dankesäußerungen seiner Auftraggeber; die erste sei stets voll, die zweite leer. Das klingt bitter, aber nicht unglaubhaft. Im Alter scheint der Erwerbssinn des Dichters zur Habsucht ausgeartet zu sein, und von ihr wußte die Anekdote Drastisches zu berichten.

Von einem ehemals umfangreichen dichterischen Werk sind wenig über 200 Verse erhalten geblieben. Pindar, dessen Dichtungen auf uns gekommen sind, hat Simonides aus dem Bewußtsein der Nachwelt verdrängt.

Wie schmerzlich dieser Verlust ist, mag das einzige größere Fragment zeigen, in dem Simonides in balladenhafter Form den Mythos von der abenteuerlichen Fahrt der in einem Kasten eingeschlossenen Danaë und ihres kleinen Sohnes Perseus über das Meer erzählt. Das Gedichtbruchstück sei in einer Übersetzung Wilhelm von Humboldts zitiert:

*Da nun rauschend der Sturm den künstlichen Kasten  
Rings umbrauste, und das tief strudelnde Meer,  
Sank sie vor Furcht, und mit tränenbetauetem  
Angesicht schlang sie um Perseus  
Den verlangenden Arm und sprach: O Kind,  
Wieviel erdulde ich; Du aber schlummerst,  
Schläfst in Säuglings Träumen so süß  
Hier in der Wohnung des Harms, der ehernen, leuchtenden,  
Hier im grausvollen Dunkel. Es kümmert Dich nicht  
Des Gewässers brausendes Wogen  
Über dem verwilderten lockigten Haar, nicht des Sturmes  
Donnernde Stimme. Sorglos in Deinem  
Purpurgewande ruhst Du so da, schönes Antlitz.  
Aber wenn dies Furchtbare furchtbar Dir  
Wäre, wenn ein zartes Ohr meinen Worten Du  
Liehest, dann rief ich: Schlummre, Kind, es schlummre  
Der Ozean, es schlummre das unermeßliche Unglück.  
Des Vaters Ratschluß sinke, vereitelt von Dir,  
Waltender Zeus, und wenn ich zu kühn zu Dir sprach,  
O so fleh' ich um Perseus willen, vergib mir!*

Als ein kostbares Stück Poesie, als eine seltene Vereinigung von Würde, Sachlichkeit und Menschlichkeit bezeichnet Hermann Fränkel das Fragment, und Wilamowitz erkennt hier als Besonderheit dieser dichterischen Darstellung des mythischen Berichts das weiche, weibliche, mütterliche Gefühl, das ganz schlicht und einfach sich ausspreche. Sicherlich ist dem Dichter in diesen Versen gelungen, die allbekannte Sage aus ihrer mythischen Ferne herzuziehen in menschliche Nähe.

Lessing hat in der Vorrede zu seinem *Laokoon* Simonides den griechischen Voltaire genannt. Das ist geistvoll von einem geistreichen Dichter gesagt, wird aber, wie alle derartigen Vergleiche, der Verschiedenheit der Verglichenen nicht gerecht.

\* \* \*



Die Dichterin Sappho. Ausschnitt vom kalathosförmigen Krater (vgl. Seite 11).

Die Reihe der Dichternamen ließe sich im Sinne des Themas fortsetzen, bedeutende Gestalten der griechischen Literaturgeschichte wären darunter. Alkaios, der große Landsmann und Zeitgenosse Sapphos, wurde wenigstens genannt. Man könnte von Semonides von Samos sprechen, den man als den *Amorginer* bezeichnet hat, weil er eine Kolonie der Samier nach dem nahen Amorgos geführt hat, einem Mann von hoher sprachlicher Begabung, aber auch voll Skeptizismus und beißender Ironie. Nicht zuletzt wäre auch die Epoche der hellenistischen Dichtung in die Betrachtung einzubeziehen. Aber Vollständigkeit kann nicht Grundsatz dieser Ausführungen sein, die sich mit dem Exemplarischen zu begnügen haben.

Es hieße jedoch, sich philologischer Einseitigkeit schuldig machen, wollte man über den ruhmreichen Namen der Antike vergessen, daß auch im neuen Griechenland die Inseln dem griechischen Volk eine Reihe seiner hervorragendsten, den Rang der neugriechischen Literatur in der modernen Welt begründenden Dichter geschenkt haben. Am bekanntesten wurde der große, auch im deutschen Sprachraum durch Übersetzungen verschiedener Werke als genialer Epiker zu Ruhm gelangte Kreter Nikos Kazantzakis. Seine Grabstätte auf einer alten venezianischen Bastion hoch über seiner Geburtsstadt Iraklion, dem *Großen Castell* seiner Kindheit, ist heute zu einem Wallfahrtsort seiner Verehrer aus aller Welt geworden. Mancher Leser dieses Hefts mag dort schon vor dem einfachen Holzkreuz gestanden und die vom Dichter selbst verfaßte Grabinschrift gelesen haben:

*Ich erwarte nichts, ich fürchte nichts, ich bin frei.*

Man muß sich die heroische Geschichte des jahrhunderte lang einer Fremdherrschaft unterworfenen und gegen sie revoltierenden Volkes von Kreta vergegenwärtigen, um von der granitnen Härte und Rücksichtslosigkeit dieses Wortes, das sich nur zu leicht als Überheblichkeit mißdeuten läßt, nicht schockiert zu sein. Wer den Wahlspruch der Kreter in den Freiheitskämpfen, deren Ende noch keine hundert Jahre zurückliegt, kennt, wird jene Grabaufschrift eher verstehen: *Freiheit oder Tod!* lautete die Parole; Kazantzakis hat sie als Titel über einen seiner aufwühlendsten Romane gesetzt.

Kreta stand noch unter türkischer Herrschaft, als Nikos Kazantzakis am 18. Februar 1883 geboren wurde. Der blutige Aufstand des Jahres 1897 trieb die Familie ins Exil nach Naxos. Erinnerungsbilder aus dieser frühen Zeit seiner Jugend finden sich

in seinem autobiographischen Werk *Rechenschaft vor El Greco*. In ihnen begegnet der Leser den Zeugnissen der mittelalterlichen Geschichte der Insel, der Herrschaft der venezianischen Herzöge von Samos, die sich nach der Katastrophe des griechischen Kaiserreichs im vierten Kreuzzug durch Marco Sanudo auf den Kykladen etabliert hatte. Die Schatten dieser Fremdherrschaft spuken durch das Städtchen am Fuß der Venezianerburg:

*Ein welches Mädchen trat aus der Bogentür eines halbverfallenen, großen Hauses und schaute auch nach dem Himmel; sie war sehr blaß und dünn, ihr Gesicht von seltenem Adel, sie hatte sich in einen zerschlissenen Schal gehüllt und schlotterte vor Kälte. Sie gehörte zu den heruntergekommenen vornehmen Mädchen – so erfuhr ich später – von den berühmten katholischen Familien, den Gräfinnen und Herzoginnen, die viele Jahrhunderte vorher Naxos eroberten, auf dem höchsten Punkt der Stadt dieses Kastell bauten, damit sie dort wohnen und von oben den Hafen und weit hinein die Ebene und die Plebs, die für sie arbeitete, beobachten konnten. Aber jetzt waren sie selber verarmt, ihre Paläste verfielen, ihre vornehmen Urenkelinnen hatten nichts zu essen, wurden blaß und konnten nicht heiraten, denn die Männer ihres Standes waren nun heruntergekommen, sie wollten sich aber auch nicht herablassen, einen Mann niedrigeren Standes und griechischer Konfession zu nehmen. Sie hielten an ihrem Stolz fest, ein anderes Gut war ihnen nicht geblieben. Das Mädchen schaute noch einen Augenblick lang zum Himmel empor, schüttelte den Kopf und trat ins Haus zurück.*

In diesem Dichter, der wie kein zweiter die griechische Volkssprache beherrschte und sie in meisterhafter Weise in der Literatur zur Geltung zu bringen wußte, offenbart sich immer wieder das ungebrochene Fortleben urkretischer und urgriechischer Kräfte. In seinem oben zitierten Erinnerungsbuch schildert er eine Szene von archaischer Wildheit und Monumentalität in der Beschreibung der Reaktion seines Vaters auf die im Jahre 1898 durch das Eingreifen der westlichen Großmächte erfolgte Befreiung der Insel von der türkischen Herrschaft und der Gewährung der Autonomie, wenn auch nicht der Vereinigung mit Griechenland, unter dem griechischen Prinzen Georg als Hochkommissar. Als der Prinz am 9. Dezember 1898 in Iraklion eintraf, erschien dieses Ereignis den Kretern wie ein märchenhaftes Wunder. Ergriffenheit und Jubel erfüllten die Insel nach all den Blutopfern, die sie für die Freiheit, für diesen Tag gebracht hatte:

*Es war noch Mittag, das Große Castell erdröhnte vor Freude, und Vater nahm mich an die Hand, wir gingen zu Fuß über Myrten und Lorbeeren die große Straße entlang, wir traten zur Castelltür hinaus und bogen in die Felder ein. Es war Winter, aber es war ein milder Tag, und ein Mandelbaum hinter einem Zaun hatte seine erste Blüte aufgetan; die Felder, von der Milde des Winters irreführt, begannen zu grünen, und weit weg zu unserer Linken leuchteten die schneebedeckten Berge von Selena; die Weinstöcke waren noch trockene Strünke, doch die kühne Blüte des Mandelbaums verkündete schon den Frühling... Ein großer Mann ging vorbei, beladen mit Lorbeerzweigen; er sah meinen Vater, blieb stehen.*

*„Christus ist erstanden, Kapitän Michalis!“ rief er.*

*„Kreta ist erstanden!“ antwortete Vater und legte seine Handfläche breit auf die Brust.*

*Wir gingen weiter; mein Vater hatte es eilig, und ich lief hinterher, um ihn einzuholen.*

*„Wohin gehen wir, Vater?“ fragte ich außer Atem.*

*„Zum Großvater, lauf!“*

*Wir kamen zum Friedhof. Vater öffnete das eiserne Tor mit einem Stoß... Wir bogen nach rechts unter Zypressen, schritten über einige armselige Gräber mit zerbrochenen Kreuzen ohne Ewige Lampe. Ich fürchtete mich vor den Toten, klammerte mich an den Rock meines Vaters.... Vor einem bescheidenen Grab blieb Vater stehen; ein bißchen aufgehäufte Erde, ein hölzernes Kreuz und darauf ein von der Zeit verwischter Name. Der Vater nahm sein Kopftuch ab und fiel bäuchlings auf die Erde; er grub mit seinen Nägeln ein kleines Loch wie einen Trichter, legte seinen Mund hinein und rief dreimal: „Vater, er ist gekommen! Vater, er ist gekommen! Vater er ist gekommen!“*

*Seine Stimme wurde immer stärker, er brüllte, er zog aus seiner Tasche ein Fläschchen mit Wein, er goß ihn tropfenweise in das Loch und wartete jedesmal, daß der Wein verschwand, und daß die Erde ihn einsog. Danach sprang er auf, bekreuzigte sich, sah mich an; sein Auge blitzte.*

*„Hast du gehört?“ fragte er, und seine Stimme war vor Bewegung heiser geworden. „Hast du gehört?“*

*Ich sagte nichts; ich hatte nichts gehört.*

*„Du hast nichts gehört?“ sagte mein Vater erzürnt. „Hast du nicht seine Gebeine knirschen hören?“*

Wer erinnert sich vor diesem Bild nicht des antiken Totenopfers, der Choephoren des Aischylos, die über dem Grabhügel ihre Spende ausgießen, sie in die Erde eindringen lassen und dabei den Toten an- und aufrufen?

Kazantzakis hat in Athen Jura studiert, ist in Paris der Philosophie Nietzsches, dessen „Geburt der Tragödie“ und „Zarathustra“ er ins Griechische übersetzt hat, und der Gedankenwelt Bergsons begegnet. Da begann jenes unablässige Ringen um die letzten Erkenntnisse und Einsichten, das sich dann durch sein ganzes Leben hinzog, ihn in Konflikt mit der orthodoxen Kirche brachte und ihm deren Bann eintrug:

*Er kletterte keuchend an dem dunklen Berg Gott hinauf, streckte die Hände aus, suchte, suchte und rang, um Sein Antlitz zu entdecken. Und als er in diesen allerletzten Jahren verzweifelt nun begriff, daß dieser Berg ohne Antlitz sei, was war das für ein neuer Weg voll Tollkühnheit und Schrecken, ein Kampf, die unbehauene Gestalt zu meißeln und ihr ein Gesicht – das eigene Gesicht! – zu geben!“*

Was die Berufung zum Dichter an Last und Leid bedeutet, war ihm wohl bewußt. Er hat die Spannung zwischen dem schöpferischen Erlebnis und der Aussagekraft der Wortgestalt, in die es eingeht, empfunden und zum Ausdruck gebracht:

*Schwer und freudlos ist das Schicksal des Dichters; denn er ist gezwungen, Worte zu gebrauchen, das heißt, den inneren Antrieb in etwas Starres zu verwandeln. Jedes Wort ist eine harte Schale, die in sich eine große sprengende Kraft birgt. Um herauszufinden, was es sagen will, mußt du es in dir wie eine Granate explodieren lassen; nur so kann es die Seele freigeben, die es gefangen hält.*

Wie bei so vielen Griechen seit dem unsterblichen Urbild dieses Volkes, Odysseus, den Kazantzakis zum Helden seines Epos *Odyssee* gemacht hat, durchzieht der Drang in die Ferne, die unstillbare Reiselust, auch das Leben des modernen Dichters. Erfahrungen und Erkenntnisse dieses Wanderlebens sind in seinen Reisebüchern (Rußland, Japan, China, England) festgehalten.

Und doch hat er das Tiefste und Packendste, das Wahrste und Gedankenvollste in den Bildern aus seiner Heimatinsel Kreta ausgesprochen. Vielleicht vermochte nur dieser unvergleichliche Kreter Kretas Vergangenheit so gegenwärtig zu machen, so mysteriös und so leuchtend klar zugleich. Man muß in seinem prächtigen, durch den Film weltbekannt gewordenen Roman „Alexis Sorbas“ jenen Bericht über einen Gang durch die Ruinenstraßen einer ausgegrabenen minoischen Stadt, Gournia vielleicht, lesen, um das intuitive Begreifen und Erfassen dieser versunkenen Welt, das dem Kreter Kazantzakis wie keinem anderen gelingt, zu erleben:

*Ich schlug den steinigen Bergpfad ein. Ich hatte plötzlich die Anwandlung, die kleine minoische Stadt aufzusuchen, die aus drei- oder viertausendjährigem Schlaf wieder ausgegraben war. Graue Steine, strahlende Nacktheit, Berge herb und kahl. Eine Eule hockte, vom grellen Licht geblendet, auf einem Stein. Ich dämpfte meine Schritte, um sie nicht aufzuscheuchen. Aber sie war ganz Ohr: sie erschrak, flog lautlos zwischen die Felsen und verschwand. Die Luft roch nach Thymian, am Ginster öffneten sich die ersten zarten gelben Blüten zwischen den Stacheln.*

*Als ich in der Ruinenstadt ankam, fühlte ich mich wie in einer anderen Welt. Es war gegen Mittag, das Licht fiel senkrecht vom Himmel und überschwemmte die Ruinen. In den alten zerstörten Städten ist diese Stunde gefährlich. Die Luft ist erfüllt von Stimmen und Geistern. Wenn ein Zweig knackt, eine Eidechse raschelt, eine Wolke vorüberzieht und einen Schatten wirft, sitzt einem die Panik im Nacken. Jeder Zoll Erde, den man betritt, ist ein Grab, und die Toten rufen.*

*Allmählich gewöhnte sich das Auge an das gleißende Licht, erkannte in diesem Gewirr von Steinen das Werk der menschlichen Hand: zwei breite Straßen, die mit schimmernden Platten gepflastert sind. Zur Rechten und Linken enge, krumme Gassen. In der Mitte ein runder Platz und gleich daneben, in betonter Verbundenheit mit dem Volk, der Palast mit der doppelten Säulenreihe, den breiten Steintreppen und den vielen Nebengebäuden.*

*Und im Herzen der Stadt, dort, wo die Steinfliesen von den Füßen der Menschen am meisten abgetreten sind, erhob sich wohl einmal das Heiligtum. Das Bild der Großen Göttin stand darin, mit den üppig vorquellenden Brüsten und den schlangenumwundenen Armen.*

*Und überall winzige Läden und Werkstätten - Ölpresen, Kupferschmieden, Schreinereien, Töpferwerkstätten: ein kunstvoller, gut geschützter, rationell bewirtschafteter Ameisenbau, den die Ameisen schon vor Jahrtausenden verlassen hatten. In einer Werkstatt hatte der Künstler eine Amphora in einem geäderten Stein zu meißeln begonnen, ein wunderbares Kunstwerk. Der Meißel entfiel seiner Hand und wurde nach Tausenden von Jahren neben dem unvollendeten Werk wiedergefunden. Die ewigen, überflüssigen, törichten Fragen nach dem Warum und Wozu meldeten sich, das Herz vergiftend. Der Anblick der unvollendeten Amphora durchtränkte das Gemüt mit bitterer Wehmut.*

Die ewigen Fragen nach dem Warum und Wozu des menschlichen Daseins sind auf griechischer Erde uralte, schon der archaischen Dichtung vertraute, die über Tod und Vergänglichkeit,

über die Eitelkeit menschlicher Mühe, über die Flüchtigkeit des Menschendaseins in Bildern klagt. Mit seinem Wort, das eher Sentenz ist: „Unser Leben ist kurz wie die Dauer eines Blitzes“, scheint er die Urväter der Dichtung seines Volkes zu zitieren, im Einklang mit ihnen das Fazit seiner Lebenserfahrung zu ziehen. Doch wie der Daseinss pessimismus der griechischen Urahnen verbindet sich ihre Lebensfreude und Lebensbejahung, ihr sinnfrohes Ergreifen der Lust der diesseitigen Welt in der doppelpoligen, spannungsreichen Natur dieser markanten Dichterpersönlichkeit. Warum man gerade ihm den Literatur-Nobelpreis vorenthalten hat? Doch diese Frage führt auf ein Gebiet, das jenseits meines Themas liegt!

\* \* \*

Auf Sapphos und Alkaios' Heimatinsel Lesbos, in dem Dörfchen Sykamia, ist der Dichter Stratis Myrivilis (30. 6. 1892 -9. 7. 1969) geboren. Mit dem zehn Jahre älteren Kazantzakis verbindet ihn das Schicksal, daß er als Untertan des Sultans geboren wurde. Die Geschichte Griechenlands im zweiten und dritten Jahrzehnt unsres Jahrhunderts brachte es mit sich, daß Myrivilis (bürgerlicher Name: Eustratios Stamatopoulos) in den drei Kriegen, in die Griechenland verwickelt wurde (Balkankrieg, Erster Weltkrieg, Griechisch-türkischer Krieg) der griechischen Armee angehörte und mehrfach verwundet wurde. Aus dem Kriegserlebnis erwuchs sein erster bedeutender Roman *Das Leben im Grabe*, der ihn bekannt und berühmt machte; es ist ein Buch, das den Vergleich mit den großen Kriegsbüchern des Jahrzehnts nach dem Ersten Weltkrieg nicht zu scheuen braucht. Myrivilis lebte seit 1930 in Athen, wo er als Kolumnist einer großen Tageszeitung tätig wurde. Seine schriftstellerische Arbeit zeitigte eine Anzahl von Kurzgeschichten und mehrere Novellen und schließlich die beiden Romane *Die Lehrerin mit den Goldaugen* und *Die Madonna mit dem Fischleib*, der letztere ein Meisterwerk von reifer schöpferischer Potenz und hohem poetischen Reiz. Helmut von den Steinen hat dieses Buch in einer vorbildlich kongenialen, in der Manesse Bibliothek der Weltliteratur (Zürich 1955) erschienenen Übersetzung auch dem deutschsprachigen Leser zugänglich gemacht. Der griechische Titel des Romans bedeutet, wörtlich übersetzt *Die Panagia als Gorgone*. Die Gestalt der *Allheiligen*, der christlichen Gottesmutter, verschmilzt hier mit der Märchenfigur des griechischen Volksglaubens, der Gorgone; diese hat jedoch mit der altgriechischen Mythengestalt der Gorgo nur den Namen

gemein, sie ist nach dem griechischen Volksmärchen die Schwester des großen Alexander, der die fabulierende Phantasie seefahrender Griechen diesen Namen gegeben hat. Alexander, so heißt es im Volksmärchen, bringt von seinen Eroberungszügen das Wasser der Unsterblichkeit mit. Gorgone trinkt, um Unsterblichkeit zu erlangen, heimlich das Wasser aus. Von ihrem erbosten Bruder ins Meer geworfen, wird sie in die fischleibige Meernixe Gorgone verwandelt. Seitdem schwimmt sie durch die Meere und sucht ihren Bruder. Fährt ein Schiff vorüber, so ruft sie den Seeleuten die Frage zu: „Lebt der König Alexander?“ Kennt der Seemann die Antwort, die sie von ihm erwartet, so wird er erwidern: „Er lebt, Herrin, er lebt und regiert!“ Gorgone wird dann das Schiff in Frieden ziehen lassen. Ist der Seemann jedoch unwissend und entgegnet ihr, Alexander sei schon längst tot, so wird Gorgone mit ihrem Fischschwanz die Wogen aufwühlen und das Schiff kentern und in der Tiefe versinken lassen. Diese Märchenfigur hat ein abenteuerlicher, heimatloser Seemann, sich als Maler versuchend, mit der vertrauten Gestalt der Panagia zu einem wunderlichen Mischwesen verbunden und an die Wand einer primitiven, auf einer Klippe über dem Meer errichteten Kapelle gemalt, in der er eine Zeitlang seine Wohnung gefunden hatte. Als Schauplatz der an dieses Bild anknüpfenden Erzählung hat Myrivilis die Landschaft seines Heimatdörfchens gewählt; alle Züge dieser zauberhaften Landschaftsschilderung lassen erkennen, daß der Dichter Geschautes, Erlebtes und Geliebtes beschreibt:

*Hoch über dem Fischerhafen, dem Westwind entgegenblickend, steht auf einem mächtigen Felsenhang die Kapelle der Madonna mit dem Fischleib. Den wuchtigen Hügel davor nennen die Bauern „die Klippenbank der Allheiligen“. Der Felsen wurzelt in dem flachen Grunde und erhebt seinen Kamm aus dem Wasser wie ein wildes Tier, das zur Hälfte aus dem Meer auftaucht und dann zu Stein wurde. Die Menschen verlängerten den Felsenvorsprung durch einen künstlichen Wall und stellten so ganz einfach die Mole her, die den Hafen gegen die von Anatolien heranziehenden Stürme verteidigt. Wenn die Sonne sinkt, so verdichten sich die Schatten im Wasser, und die Klippenbank schimmert rosenfarben. In der Nacht ragt ihre Masse düster und hoch über die Meeresfläche und den ebenen Strand. Dann steht sie wie ein Flurwächter da und bewacht die wenigen Häuser und kleinen Läden des Ankerplatzes. Fischer, die hier übernachten, steigen auf den Felsen und zünden in seinen kleinen Höhlen Feuer an, an denen sie ihre Fischsuppe kochen. Ihre Schatten huschen dann über die Kalkwände der Kapelle. Diese ist keines*

*der kleinen Meisterwerke, wie sie die Baukunst der Byzantiner in ganz Griechenland schuf; erst vor siebzig oder achtzig Jahren wurde sie von frommen Matrosen und Maurern mit viel Ehrfurcht und wenig Kunstfertigkeit rechteckig und festgefügt auf der Höhe des Felsens erbaut.*

In dem ungewöhnlichen Bild der „Madonna mit dem Fischleib“ läßt sich das Symbol der Symbiose uralten, seit der Antike ungebrochen fortlebenden Vorstellungsgutes mit einer, ja der zentralen Gestalt des christlichen, orthodoxen Glaubens und Kults des griechischen Volkes als Leitmotiv dieses kraftvoll schlichten, unpräzisionsreichen, in der reichen und starken Sprache des Volkes geschriebenen Buches erkennen. Diese Verbindung ist in der Seele des Volkes Realität, die seltsame Erscheinung dieser befremdlichen Panagia ist für die einfachen Gemüter der Fischer und Bauern darum nicht Gegenstand schockierter Reaktionen, löst nicht den Vorwurf blasphemischer Verfremdung aus:

*Es stellt eine Allheilige dar, die sonderbarste in Griechenland und in der ganzen Christenheit.*

*Ihr Kopf ist so, wie wir ihn von den alten Wandbildern her kennen: ein dunkles Antlitz mit feinen Zügen und träumerischem Ausdruck. Ein rundes Kinn, mandelförmige Augen und ein kleiner Mund. Das rote Tuch ihres Gewandes ist über die Stirne gezogen. Das Haupt ist, wie alle Ikonen, mit einem gelben Heiligenschein umgeben. Ihre Augen sind grün und unnatürlich groß. Von der Mitte des Körpers nach unten hat sie einen Fischleib mit hellblauen Schuppen. In der einen Hand hält sie ein Schiff, in der anderen einen Dreizack, der an den des Poseidon gemahnt.*

*Als die Fischer und Bauern dieses Bild zum erstenmal sahen, standen sie staunend davor, doch keineswegs befremdet. Die Frauen, die ihre Andacht in der Kapelle hielten, beteten vor dem Bild und spendeten ihm Weihrauch wie allen Ikonen.*

*Die Einheimischen und auch die durchreisenden Seeleute betrachteten die Allheilige Seejungfrau als ein ganz natürliches Wesen. Sie hatte schon früher in ihrem Geiste gelebt und war aus ihm emporgetaucht... Sie kannten sie schon, ehe noch ihr Bild an der Wand erschien.*

Unverkennbar erscheint mir der mystische Zug in der Entstehungsgeschichte der merkwürdigen Malerei: Ein Unbekannter, dessen Herkommen und Vergangenheit niemand kennt, ein unbehauster Wanderer ohne erkenntliche Absicht, ohne Ziel und Auftrag, erscheint für eine kurze Weile auf der felsigen,

meerumrauschten Szene, und fährt, nachdem er das Bild an die Wand der Kapelle gemalt hat, stillschweigend davon, fort ins Unbekannte, aus dem er gekommen ist.

Myrivilis hat seine Geschichte in der Landschaft seiner Heimatinsel, zwischen Klippen, Hafenbucht und Berggraten, inmitten der Anmut weiter Olivenhaine und Pflanzungen von Mandelbäumen angesiedelt; hier vollziehen sich die Schicksale der Menschen, deren Gestalten dem Leser unvergeßlich bleiben, vollziehen sich vor dem flammenden Hintergrund der Tragödie des modernen Griechenland in unserem Jahrhundert, des Untergangs und der Austreibung des Jahrtausende in Anatolien selbsthaften Griechentums. Der Autor, selbst Mitwirkender und Mitleidender dieses aufwühlenden Dramas, weiß in erschütternder Drastik zu schildern, wie eine Woge der heimatlos Gewordenen, Flüchtigen ans Gestade des kleinen Hafens und der Kapelle der seltsamen Madonna gespült wird:

*Es war ein regnerischer Nachmittag. Die Wellen rollten träge, ohne aufzuschäumen. Plötzlich tauchten die Boote aus dem Nebel auf. Das Meer war ganz erfüllt von dem Schwarm der kleinen Schiffe, die qualvoll auf den hohen Wogen schaukelten und sich allmählich an den Hafen herandrängten. – Zum Teil waren es Fischerboote, zum Teil alte Barken, die sich mit Rudern und Segeln mühsam vorwärtsarbeiteten. Als Segel dienten Decken und Frauenröcke. Auf der Mole hatten sich alle Bewohner des Hafens und eine Menge Bauern versammelt. Sie spähten auf das Meer hinaus und warteten auf den Augenblick, in dem sie die Schiffe ans Land ziehen und den Fremden an die Hand gehen konnten. Ein dumpfes Murmeln durchwogte die harrende Menge. „Die Flüchtlinge! Die Flüchtlinge!“ – Das Wort kreiste von Mund zu Mund. Jeder sagte es dem anderen, um es selbst zu hören. – Der Schwarm der Boote kam immer näher. Viele Menschen schienen in sie hineingepreßt zu sein. Um so unheimlicher war die Stille, die in ihnen herrschte. – Eines nach dem anderen fuhr in den Hafen ein. Die Segel schwankten. Seile wurden ausgeworfen, und die Inselbewohner banden die Boote, von denen manche von Geschossen durchlöchert waren, an den Seiten der Mole fest. – Die Flüchtlinge stiegen aus: Männer, Frauen, Kinder im Durcheinander. Ihre Gesichter waren schmutzig, grünlich fahl. Dabei blickten sie mit ihren von Schlaflosigkeit geröteten und geschwellenen Augen um sich. Einige von ihnen waren verwundet. Auch einige Tote hatten sie bei sich. Unter den Leichen, die sie heraus hoben, war auch die einer jungen Frau. Ihre Wangen waren zerfleischt, ein weißes Tuch hielt ihre Kinnbacken zusammen, und ihre Augen starrten weit offen in den Himmel. Tief-schwarze Augen...*

*Eine Greisin kniete, sogleich nachdem sie die Mole betreten hatte, zum Gebet nieder. Sie streichelte den Boden mit ihren welken Händen und weinte mit krächzenden Lauten wie ein wilder Vogel. Da begannen viele der Umstehenden mit ihr zu weinen.*

*Das Schweigen war gebrochen. Bald war der kleine Platz mit Stimmenlärm und Bewegung erfüllt.*

Hier spricht ein Meister scharfen, genauen Beobachtens und sinnenhaften Nachzeichnens erlebter Realität im dichterischen Wort. Myrivilis widersteht der Versuchung, ins Krasse, Schokkierende abzugleiten oder die Schilderung des Flüchtlingschicksals zu einem Appell an nationale Haßinstinkte entarten zu lassen; auch ihn leitet ein zutiefst humanes Verstehen der menschlichen Natur, das letztlich auch ein Erbe der großen griechischen Vergangenheit ist, das Erbe einer Denkweise, die auch dem Gegner die Achtung nicht versagt.

In der Sprache des Dichters blitzt gelegentlich auch ein Licht auf, das den Leser daran erinnert, daß Lesbos, seine Insel, einst auch Sappho hervorgebracht hat. Sie war es, die das tiefsinnige, beziehungsreiche Epitheton *bittersüß* in die Dichtung eingeführt, die dieses neue Wort geschaffen hat. Ihm begegnen wir wieder in einem kurzen Abschnitt des oben besprochenen Romans:

*Über die Menschen, die das Fest genossen, beugte sich die bitter-süße Last des Lebens. Des Lebens, das voll von Leid und holder Freude war und alle, die gierig zu ihm drängten, an seinen Brüsten nährte.*

\* \* \*

Von den Dichtern der archaischen Lyrik ist diese Betrachtung ausgegangen; die Begegnung mit einem der bedeutendsten griechischen Lyriker unseres Jahrhunderts neben dem Nobelpreisträger Giorgos Seferis soll sie beschließen. Odysseas Elytis (bürgerlicher Name: Alepoudelis) ist in Iraklion auf Kreta geboren (1911), empfindet sich jedoch als Sohn der Dichterheimat Lesbos, aus der seine Eltern nach Kreta übersiedelten. Er hat wohl recht, wenn er die Bindung an Lesbos betont: Kreter wird man nur durch Geburt aus altem kretischem Stamm. Wie Nikos Kazantzakis, wie Stratis Myrivilis hat er an der Universität Athen Jura studiert. Die Einsicht, zum Dichter berufen zu sein, ließ ihn dieses Studium abbrechen. Als Lyriker stellte er sich 1935 mit seinen ersten, in der Zeitschrift *Nea Grammata* (Neue Texte) veröffentlichten Gedichten der Öffentlichkeit vor. Mit einem Auswahlband moderner, ins Griechische übertragener

europäischer Lyrik machte er sich auch als Übersetzer einen Namen. Die surrealistische Lyrik französischer Prägung hatte für die Entwicklung seiner eigenen Dichtung maßgebende Bedeutung. Am stärksten wirkte auf ihn das Werk von Paul Eluard (1895–1952), des Begründers der surrealistischen Bewegung. Auch ihm blieb das Schicksal des Kriegsdienstes als Offizier der griechischen Armee nicht erspart. Der Krieg, den Mussolini im Herbst 1940 von Albanien aus, das er seit April 1939 besetzt hielt, dem neutralen Griechenland aufzwang, sah den Dichter als Unterleutnant an der albanischen Front. Elytis erkrankte während der Kämpfe an Typhus und kam, man möchte sagen wie durch ein Wunder, mit dem Leben davon. Dichterische Gestalt gewann das Kriegserlebnis in einem *Helden- und Klagegesang auf den verlorenen Leutnant in Albanien*, den Elytis 1945 veröffentlichte. Nach einer vorübergehenden Tätigkeit als Programmdirektor des Rundfunksenders Athen begab sich Elytis gegen Ende des griechischen Bürgerkriegs (1948) zu einem vierjährigen Studienaufenthalt nach Paris. Darin weist sein Lebensweg eine unübersehbare Parallele zum Bildungsgang von Nikos Kazantzakis auf. Nach seiner Rückkehr nach Athen wurde er erneut Programmdirektor des Rundfunks in Athen, wurde dann in verschiedenen kulturellen Funktionen tätig und 1960 mit dem griechischen Staatspreis für Lyrik ausgezeichnet. Für uns Deutsche mag von besonderem Interesse sein, daß Elytis Bertolt Brechts Stück „Der kaukasische Kreidekreis“ ins Griechische übertragen hat. Wie so viele Griechen seit der Antike zog es auch ihn in die Ferne, nach Amerika, Rußland, Ägypten, Bulgarien. Von seinen Büchern wurden ins Deutsche übersetzt: *Körper des Sommers* (1960), *Sieben nächtliche Siebenzeiler* (1966) und, in einer eindrucksvollen Übertragung von Günter Dietz, meinem Nachfolger in meinem Heidelberg Amt, *To Axion Esti* (Vere dignum est, 1969).

Auf die Begegnung mit dem Werk Paul Eluards, auf sein Bekenntnis zu Menschenliebe und Brüderlichkeit, weist der Grundton schon seiner ersten Gedichte:

*Als sei das irdische Lärmen vergangen*

*Als sei die Bosheit des Gedächtnisses zu Ende*

*Rein pocht*

*Unser neuer Traum*

*Eine unsichtbare Hand zieht uns fort*

*Wo makelloser Himmel zur Stille wird*

*Wo sich die Seele erweist als nie wandelbar.*

(Aus dem Gedicht *Orion*)

Der Titel des Gedichtbandes *To Axion Esti*, eines lyrischen Zyklus, deckt sich mit den Anfangsworten der Präfation in der Liturgie der orthodoxen Kirche, die dem *Vere dignum est* der römischen Messe entsprechen. Elytis bekennt damit den im weitesten Sinne, d. h. im Sinne eines Lobpreises des ganzen Kosmos, religiösen Grundcharakter seiner Dichtung. Der bekannte griechische Komponist Mikis Theodorakis hat 1964 Partien aus dem Zyklus vertont. Daß er damit diese höchst anspruchsvolle Lyrik einem weiteren Publikum zugänglich gemacht hat, ließ mich ein persönliches Erlebnis erfahren; als ich im Mai dieses Jahres in Agia Marina auf Ägina in eines der vielen neuen Ladengeschäfte trat und fragte, ob zufällig das *Axion Esti* von Theodorakis vorhanden sei, wurden mir die beiden Schallplatten ohne Zögern vom Regal geholt. In diesem Gedichtzyklus findet der Leser in lyrischem Zitat den Hinweis auf Rang und Geltung des Hauptwerkes von Stratis Myrivilis, die oben besprochene Madonna mit dem Fischleib:

*Gepriesen die Hand der Gorgonenmadonna  
Boot, das sie hält, als ob sie es schütze  
als ob sie's den Winden weihe und darbringe  
als sagte sie: „Nehmt!“ und behielt es dennoch...*

Olyseas Elytis darf als einer der großen Um- und Neugestalter der neugriechischen Dichtersprache in unserem Jahrhundert angesehen werden, denn er hat ihr die Ausdrucksformen und Artikulationsmöglichkeiten der großen europäischen Dichtung unserer Zeit vermittelt und damit der griechischen Innerlichkeit neue Wege zur Selbstdarstellung eröffnet. In seinen Gedichten bekennt er sich zu dieser Arbeit an der Entwicklung der Sprache seines Volkes; in dem Zyklus *Axion Esti* lautet ein Gedichtanfang:

*Griechisch war die Sprache, die man mir gab;  
armselig die Hütte an den Küsten Homers.  
Meine einzige Sorge die Sprache an den Küsten Homers.*

Bei allem schöpferischen Gestalten neuer Aussageweisen, eines neuen Sprachgewandes und neuer Sprachgestalt bleibt seine Sprache von klarer Plastik und naturnaher Bildhaftigkeit. Wie wäre das auch anders denkbar bei einem Dichter, der eine so besonders innige Bindung an die Welt der griechischen Inseln bekundet, diesen *Noten auf der blauen Partitur der Ägäis, aneinandergereiht zu einer Symphonie des Lichtes* (Johannes Gaitanides). Ich wüßte keinen anderen Dichter, der das lichtüberflutete Antlitz dieser Welt so großartig wahr und frei von jedem übersteigernden oder schalem Pathos zu zeichnen wüßte wie er:

*Gepriesen sei der schmucklose Holztisch  
goldner Wein mit dem Mal der Sonne  
Spiele des Wassers auf spiegelnder Decke  
blättriger Eckbaum im Dienst des Tags*

*Bänder von Wogen und Steinterrassen  
Schritte im Sand, die Weisheit erbrachten  
Zikade, die tausend Antworten schuf  
Bewußtsein strahlend wie Sommerfülle*

*Gepriesen die mächtige Hitze, die brütet  
unter der Brücke auf herrlichen Steinen  
die Notdurft der Kinder und grüne Fliege  
das schäumende Meer, die endlose Brandung*

*Boot, das die sechzehn Fischer hinabziehn  
unermüdliches Gleiten der Möwe  
herrenlos frei die Laute der Stille  
huschend, an Mauern vorbei, der Schatten  
Inseln, die fahrn dem Meltémi entgegen  
Inseln, die steuern im Tal des Garbis  
ringsum schäumend an den Gestaden  
mit blauen Kieseln und Sonnenblumen*

*Siphnos, Amorgos, Alonissos  
Thasos, Ithaka, Santorin  
Kos, Ios, Sikinos  
(Günter Dietz)*

Dem Griechenlandkundigen mag bekannt sein, daß der Meltémi und der Garbis zwei den Inselbewohnern sehr geläufige Winde sind, der erstere ein oft recht ungebärdiger Sommerwind aus nördlichen Richtungen, der letztere ein regenverheißender, Regenwolken vor sich hertreibender Südwest. Darüber hinaus aber bedürfte wohl manches in dem zitierten Gedicht noch der Interpretation. Doch bessere Deutung als Worte oder ein gedruckter Text vermag eine Kreuzfahrt zu diesen Inseln zu vermitteln; man sollte auf ihr auch ein paar Verse der Inseldichter, der antiken und der modernen, im Kopf oder im Reisegepäck mit sich führen. Dazu wollten diese Ausführungen ermuntern.

## SAMOS - PORTRÄT EINER INSEL

Samos, vor zweieinhalb Jahrtausenden Kulturzentrum der ionischen Griechen, ist seit dem Ende des kleinasiatischen Griechentums östlicher Vorposten der griechischsprechenden ägäischen Inselwelt. Der Name dürfte vorgriechischer, vermutlich anatolischer Herkunft sein und „die Hohe“ bedeuten. Die imposanten, reichbewegten Gebirgszüge der Insel empfehlen diese Deutung. Auch anderwärts im Bereich der griechischen Inseln kommt der Name vor: Homer nennt den Odysseus als Herrscher über Ithaka, Zakynthos und Same; das letztere entspricht dem heutigen Kephallinia, an dessen Ostküste der Hafenort Sami die alte Bezeichnung bewahrt. In der homerischen *Ilias* sehen wir Poseidon auf dem höchsten Gipfel

*des waldigen thrakischen Samos*

der Insel Somothrake, sitzen und hinabsehen

*auf das Kämpfen und Ringen*

vor Troja.

Jedesmal handelt es sich um Inseln mit hohen Bergen. Sieht man von Kreta ab, so steht Samos nach der Höhe seiner Gebirge unter den griechischen Inseln an dritter Stelle, hat also sehr wohl Anspruch auf den auszeichnenden Namen „die Hohe“. Zahlreich sind die Bezeichnungen, die in der antiken Überlieferung der Frühzeit der Insel zugeschrieben werden, Bezeichnungen, die auch der moderne Besucher begreift und bejaht: Hydrelé, die Wasserreiche, nennt sie, auf ihren Quellenreichtum anspielend, schon im 7. Jahrhundert v. Chr. der homerische Hymnus auf den delischen Apollon; Anthemís heißt sie dann und Phyllás, die Blühende und Dichtbelaubte, Dryoussa, Pittyousa und Kyparissia, Eichwaldinsel, Fichten- und Zypresseneiland. All das sind sprechende und, glücklicherweise, immer noch zutreffende Bezeichnungen.

Literarisch lebt das antike Samos in zwei bekannten Sprachkunstwerken fort: für den Humanisten in Herodots anekdotisch-farbigem Bericht, für uns Deutsche noch mehr in Schillers zitatenreicher Ballade vom *Ring des Polykrates*, die freilich wieder dem Herodot verpflichtet ist, wie sich durch eine Gegenüberstellung der beiden Texte leicht nachweisen läßt. Das Jahrhundert des Polykrates, das sechste vorchristliche, ist in der Tat die Glanzzeit der Insel. Es ist die Epoche kühner Seefahrer, genialer Bildhauer, Kunsthandwerker, Architekten und Ingenieure, es ist auch das Jahrhundert des größten Sohnes der Insel, des mathematischen

Denkers und Philosophen Pythagoras, der als Emigrant in Großgriechenland, dem fernen Westen der griechischen Welt, die Lebensgemeinschaft des pythagoreischen Bundes begründete.

Perikles und Athens imperialistische Politik haben der samischen Hochblüte ein Ende gesetzt. Athen war es auch, das dann im 4. Jahrhundert die Samier in ein vierzigjähriges Exil trieb und das Inselland unter attische Kleruchen aufteilte; so kam es, daß Epikur, der Begründer der nach ihm benannten Philosophenschule, als Sohn eines attischen Siedlers auf Samos geboren wurde und dort seine Kindheit verbrachte. Alexander der Große ordnete kurz vor seinem Tod die Rückkehr der vertriebenen Samier an; Athen mußte die Insel den Exilierten zurückgeben. In der hellenistischen Staatenwelt gelang es Samos nicht, eine selbständige politische und wirtschaftliche Stellung zu erlangen, wie sie das mächtige und stolze Rhodos in so glänzender Weise zu behaupten verstand, doch schenkte die Insel der Wissenschaft des 3. Jahrhunderts in der Person des Mathematikers und Astronomen Aristarchos einen bedeutenden Gelehrten, der als ein Kopernikus der Antike zuerst die Hypothese von einem heliozentrischen Weltsystem vertrat. Damals wurde Samos von den Ptolemäern gehalten (281-201 v. Chr.) und in Alexandria, der glanzvollen Metropole hellenistischer Wissenschaft, hat Aristarchos gelehrt und gewirkt.

Die herrliche Landschaft und das milde Klima mit seiner Jahresdurchschnittstemperatur von 18 Grad Celsius lockten später die Großen der römischen Welt nach Samos. Hier verbrachten Antonius und Kleopatra das Frühjahr 32 v. Chr. bei ausgelassenen Festen und aufwendigen Vergnügungen. Nach dem entscheidenden Waffengang von Aktium zog sich der Sieger Octavian zu einem ausgedehnten Winteraufenthalt nach Samos zurück. Ein Jahrzehnt später sah ihn die Insel, nun mit dem Titel eines Augustus geschmückt, für einen zweiten Winter als Gast in der weiträumigen Villa über dem Hafen der alten Stadt. Unter Caligulas phantastischen Entwürfen taucht auch der Plan auf, die in Trümmer gesunkene Burg des Polykrates in prachtvollem Stil wiederaufzubauen.

Im byzantinischen Mittelalter gelangte Samos noch einmal zu einer gewissen Bedeutung als Sitz eines Thema, eines Militärbezirks mit einer Flottenbasis zur Abwehr der im ägäischen Raum operierenden arabischen Geschwader. Nach dem Zusammenbruch des byzantinischen Staates im vierten Kreuzzug wurde die Insel Objekt des Hausmachtstrebens fränkischer Potentaten. Zuletzt gehörte sie dem genuesischen Geschlecht der Giustiniani. Im Jahre 1475 fiel sie in die Hand des Sultans Mehmet II. Fatih, des

Eroberers Konstantinopels, um für die nächsten 437 Jahre Teil des osmanischen Reiches zu bleiben. Auf Anraten der Giustiniani verließen die Samier bis auf vierzig Familien ihre Heimat; die Mehrzahl siedelte nach Chios über, das für einige Zeit noch den Giustiniani verblieb. Für die Samier bedeutete dies den Beginn ihres zweiten großen, diesmal rund einhundertjährigen Exils. Die Insel verödete und wurde zum Schlupfwinkel für die zahlreichen Seeräuber. Reisende aus dem Westen, die um diese Zeit die Ägäis und die Levante besuchten, schildern Samos als menschenleere Wildnis.

Die Geschichte der Wiederbesiedlung gleicht einem Märchenmotiv. Der Kapudanpascha Kilidsch Ali, ein kalabresischer Renegat, wird vom Sturm nach Samos verschlagen und zeigt sich ebenso erstaunt über die Schönheit und Fruchtbarkeit wie über die Unbewohntheit der Insel. Beraten von seinem Lotsen Nikolaos Sarakinis, der vom benachbarten Patmos stammt, beschließt er, Samos neu zu besiedeln; er erhält vom Sultan freie Verfügungsgewalt und für die künftigen Bewohner allerlei neue, bis dahin nie gewährte Privilegien. Die Nachkommen der vor hundert Jahren Ausgewanderten kehren aus Chios zurück, Zuwanderer aus der Peloponnes, aus Euböa, von den Kykladen und von der benachbarten kleinasiatischen Küste kommen hinzu, und bald beleben zahlreiche schmucke Dörfer das Bild der grünen Insel. Ihre Bewohner erhalten für ihre inneren Angelegenheiten die Selbstverwaltung; außer dem türkischen Aga, dem Kadi und ihrer kleinen Schutztruppe darf kein Osmanli ständig auf der Insel ansässig werden. Noch heute kann man die Samier mit Stolz erklären hören, daß auf dem Boden ihrer Insel nie eine Moschee gestanden habe. Aber das Los einer oftmals drückenden Fremdherrschaft blieb ihnen trotzdem nicht erspart.

Am großen griechischen Freiheitskrieg nahm Samos von der ersten Stunde an teil. Alle Landungsversuche der überlegenen türkischen Flottenstreitkräfte wurden abgewiesen. Höhepunkt dieser Kämpfe wurde am 6. August 1824 eine Seeschlacht bei der Mykale, in der vor allem die neue Waffe der griechischen Brander die Niederlage der türkischen Flotte besiegelte. Über das politische Schicksal der Insel entschied jedoch am Ende die Diplomatie der Großmächte. Das Londoner Protokoll verweigerte den Samiern den Anschluß an das neugeschaffene, noch sehr kleine Königreich der Hellenen. Samos sollte beim osmanischen Reich verbleiben. Die Samioten verweigerten diesen Beschlüssen die Anerkennung und setzten den Widerstand fort, bis die Großmächte 1832 den Sultan bewogen, der Insel den Status eines halbautonomen, tributpflichtigen Fürstentums unter einem vom Sultan zu ernennen

nenden griechisch-orthodoxen Fürsten (Prinkips oder Higemon) zu gewähren. Die Samier mußten sich mit dieser Regelung abfinden; zwei Jahre später (1834) ernannte Sultan Mahmut II. den in Bulgarien geborenen Stephanos Vogoridis zum ersten Fürsten von Samos (1834-1850). Die Geschichte des Fürstentums Samos stellt eine Chronik nie aussetzender Reibereien der einheimischen Bevölkerung mit den vom Sultan eingesetzten Amtsinhabern dar, die großenteils, wie schon Stephanos Vogoridis, niemals in Samos residierten, ja in einzelnen Fällen den Boden der Insel nie betreten, sondern sich von Männern ihres Vertrauens vertreten ließen.

So hörte Samos nicht auf, Irredenta zu sein. Das Verlangen nach dem Anschluß an Griechenland fand mit Beginn des 20. Jahrhunderts einen hochgebildeten, begabten und entschiedenen Wortführer in Themistoklis Sophoulis. Dieser gab im Jahre 1900 sein Amt als Professor der klassischen Archäologie an der Universität Athen auf, um sich dem politischen Kampf um die Befreiung seiner Heimatinsel von der türkischen Herrschaft widmen zu können. Die Stunde für die Verwirklichung dieses Zieles schlug mit dem Ausbruch des Balkankrieges am 18. Oktober 1912. Am 11. November 1912 verkündete Themistoklis Sophoulis in feierlicher Proklamation den Anschluß der Insel an das Königreich der Hellenen; im folgenden Jahr wurde der Anschluß offiziell vollzogen. Seitdem hat Samos die Schicksale Griechenlands und seiner Inseln geteilt. Themistoklis Sophoulis sollte dabei als mehrmaliger griechischer Ministerpräsident bis in die Zeit des griechischen Bürgerkrieges nach dem Ende des zweiten Weltkrieges eine bedeutende politische Rolle spielen.



Themistoklis Sophoulis nach einem Gemälde in der Pinakothiki in Samos.



Die ostwärts davon gelegene Halbinsel, über deren Südrand sich der Thió-Berg hinzieht, weist ein paar kleinere Buchten auf; ihr nördlich vorgelagert sind einige Inselchen.

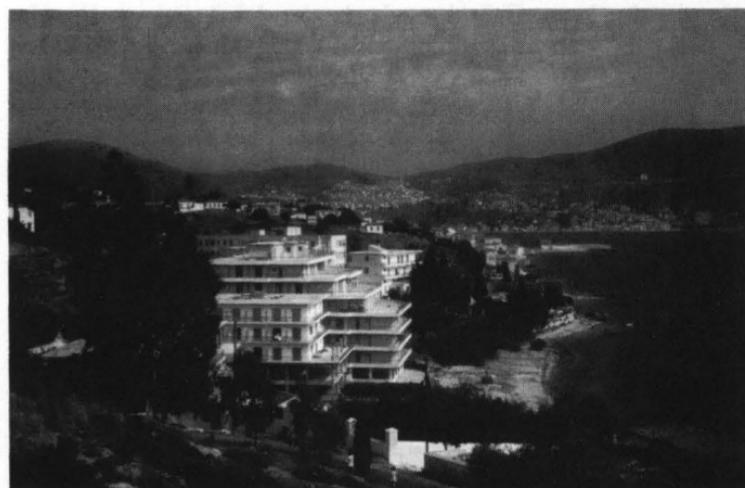
Wer auf die älteste und ursprünglichste Art nach Samos reist, zu Schiff also, erreicht nach einer vierzehn- bis fünfzehnständigen Fahrt die Insel gewöhnlich in der Morgenfrühe. Wer zeitig genug an Deck ist, erfährt dann, der Sonne entgegenfahrend, eine Vorahnung von der Herrlichkeit der Insellandschaft und erlebt den unbeschreiblichen Kontrast zu den kahlen, gleißenden Marmorinseln der kykladischen Welt. Der Kerkis steigt aus dem Meer empor, ein menschenabweisendes Vorwerk, ein wuchtiger Turm, über paradiesische Schönheit wachend. In dieser Bergwelt hausten im Jahrhundert der Verödung nach der türkischen Eroberung in Höhlen und Grotten die wenigen zurückgebliebenen Familien, suchten asketische Mönche und Einsiedler Oasen der Stille für Gebet, Betrachtung und Kasteiung.

Man fährt an der prachtvollen Nordküste entlang. Von ihr sagt Philippson in seinem Standardwerk über *Die griechischen Landschaften*, bei ihrer Beschreibung werde „sogar der nüchterne Mediterranean Pilot“ begeistert und bezeichne sie als „wundervoll im höchsten Grad“. Getreppte Terrassen schimmernder Weinberge umkränzen die Berghänge. Bis zu den felsigen Gipfeln hinauf ziehen sich Wälder. Saubere freundliche Dörfer leuchten weiß aus dem grünen, blühenden Gewirr hervor: Kontakeïka, Manolates, Vourliotes. Die meisten liegen hoch über dem Meer: die Furcht vor den ewigen Piratenüberfällen hat die Gründer dieser Siedlungen die Plätze fern von den Ufern wählen lassen. Selbst Kokkari, das einzige größere Dorf unmittelbar am Meer, scheint sich fast hinter seiner langgestreckten, keilförmigen Klippe zu verstecken. Berühmt war Kokkari einmal durch seine besonders süßen Melonen, die das Volk wegen ihrer Form „Lyrai“ (Leiern) nannte. Heute zählt Kokkari zu den paar Orten auf Samos, die als Ferenziele auch bei oberflächlichen Kennern der ägäischen Inseln einen gewissen Ruf gewonnen haben.

Dann läuft das Schiff in die Hafenbucht ein. Im Schutz der Höhenzüge, die sie umfassen, kann sie spiegelglatt sein wie ein Binnensee. Bläst aber der Meltémi herein, dann braust und schäumt es auch hier wie in einem brodelnden Kessel. Das Westufer ist von Fichtenwäldern und Olivenhainen bedeckt. Blühende Ginster- und Oleanderbüsche überschütten bis in den Sommer hinein das Ostufer mit Kaskaden leuchtender Farben. Helle Landhäuser liegen weit über die Landschaft verstreut, umstanden von weitausladenden Pinien, umgeben von Rebbergen, von Ölbäumen mit silb-



Der steil aus dem Meer aufsteigende Kerkis von Südosten aus gesehen.



Die geschützte Hafenbucht von Samos. Im Hintergrund am Berghang liegend der alte Ortsteil Vathy.

rigem Blättergeflirr. Im Hintergrund zeigt sich links, am östlichen Ufer, die Protevousa, der Inselhauptort Samos, daneben am steilen Hang aufwärts die Häuser und Kirchen des weit älteren, ehemals hinter einem Wäldchen versteckten hübschen Dorfes Vathy.



Blick auf das Ende der Bucht von Samos mit Vathy.

Das Städtchen, das heute den anspruchsvollen Namen Samos trägt, ist eine junge Gründung des letzten Jahrhunderts. Die Hafenmole wurde vor knapp hundert Jahren während der Amtszeit des Fürsten Konstantinos Adosidis (1879-1885) errichtet. Es ist ein merkwürdiges Faktum der samischen Geschichte, daß der einzige großartige Naturhafen der Insel in der Antike, im byzantinischen Mittelalter und bis in die Neuzeit hinein bei dem seefahrenden Inselvolk nie eine Rolle gespielt hat; Schauplatz historischer Ereignisse wurde die Bucht von Vathy erst mit dem Beginn des Kampfes der Griechen um ihre politische Freiheit und um ihren eigenen souveränen Staat.

Von der Mole, an der das Schiff anlegt, tritt man hinaus auf die Uferstraße. Gegenüber bietet eine Reiseagentur ihre Dienste an. Am Rand der breiten Staffel, die zum Büro hinaufführt, hat ein Weinhändler eine kleine Ausstellung aufgebaut. Auf den Flaschenetiketten liest man die Namen der berühmten Inselweine. Sie erinnern daran, daß zusammen mit Tabak und Olivenöl der Wein zu den Haupterzeugnissen der samischen Landwirtschaft gehört. Wenn der antike Geograph Strabon er-

klärt, Samos bringe keinen guten Wein hervor, so muß man diese Feststellung, jedenfalls nach dem heutigen Befund, als krasses Fehlurteil bezeichnen.

Wer diese moderne Stadt Samos besucht, vergesse Friedrich Schiller und seinen *Ring des Polykrates*. Stolze Zinnen, von denen ein verwöhnter Tyrann *auf das beherrschte Samos* herabsehen könnte, wird man hier vergebens suchen. Alles ist schlicht, bieder, provinziell, anspruchslos. Zur Rechten klatscht das Wasser an die Ufermauer, links zieht sich eine Zeile niedriger Häuser hin, dazwischen, kaum aus dem Rahmen fallend, das moderne Hotel *Samos*, ein paar schlichte Konsulatsgebäude, als Merkwürdigkeit die ärmlich dreinschauende römisch-katholische Kirche von 1854 mit ihrem sonderbaren Turmhelm, einige Ladengeschäfte, die unvermeidlichen Kafeneia und Estiatoria, Männer beim Kaffee oder Ouzo in lebhaftem Gespräch oder auch in ihre Zeitung oder in ein Brettspiel vertieft. An der Ufermauer haben um diese Morgenstunde Fischerboote festgemacht, der Fang wird sortiert, die Netze verkauft; auf der Ruderbank steht die Waage.

Nach einigen hundert Metern weitet sich die Straße nach links zur Plateia; sie trägt den Namen des großen Pythagoras. In der Mitte des Platzes ein Bronzestandbild, Symbolfigur der mit dem Schwert errungenen Freiheit, umgeben von ein paar Palmen. Daneben, ganz profan, der Zeitungs- und Zigarettenkiosk. Rings um den Platz sind die Taxis geparkt; ihre Nützlichkeit und Unentbehrlich-



Der Platz Plateia der Stadt Samos mit dem Freiheitsstandbild.

keit erfährt jeder, der sich längere Zeit auf der Insel aufhält. Ein kurzes Gäßchen führt seitwärts zum Platz des Agios Nikolaos; dort befindet sich der Busbahnhof des Städtchens, von dem man mindestens ein- oder zweimal am Tage auch die entlegensten Dörfer der Insel erreichen kann. Samos hat den großen Vorzug, über ein gut ausgebautes Straßennetz und vorzügliche Verkehrsverbindungen zu verfügen.

Die Sehenswürdigkeiten des Städtchens muß man in drei Museen aufsuchen. Eines davon, das Archäologische am Stadtgarten, findet wohl auch der flüchtige Besucher. Wahre Perlen dieser kleinen Antiken-Sammlung sind die archaischen Werke, zarte Blüten der frühen ionischen Großplastik, darunter der bezaubernde Torso des zierlichen Leukios-Kouros mit der Weihinschrift für Apollon auf dem linken Oberschenkel: „Leukios hat mich dem Apollon geweiht.“ Erhart Kästner hat den harmonischen Wohlklang dieser archaischen Bildersprache in seinem Inselbuch poetisch verklärt: „Diese Mädchenbilder! Die Gewänder rafften sich köstlich und streng um die Fesseln. Die Falten schnürten sich um die Schlanken, es sah aus, als schieße der Schaft einer Palme empor. Sie standen wie Säulen. Schräge Schultermäntelchen, zierlich geknöpft, rieselnder Faltenfluß, Perlschleifen der Haare: es war, als dufte der Stein!“

„Diese Jünglinge! Es waren die ersten Nackten der griechischen Kunst. Als man die ersten dieser frühen Steinbilder fand, hielt man sie für Götter und nannte sie den Apoll von Tenea, den von Melos, den von Delphi. Aber das ist es nicht. Nicht Götter sind es, sondern Menschen, Göttern dargebracht. Glückliche Menschen, neugeborene in junger Welt. Sie trugen ihre Körper wie die Fackeln einher. Sie brachten der Göttin ihr Dasein zu Ehre und Dank, schönsten der Opfer, das ein jeder von ihnen besaß.“

Eine Tür weiter betritt man einen klassizistischen Bau, in dem einmal die Fürsten von Samos residierten. Heute befindet sich im Erdgeschoß das Postamt, im Obergeschoß die Bürgermeisterei. Dort ist in zwei kleinen Sälen eine Sammlung untergebracht, die den etwas anspruchsvollen Namen *Pinakothiki* führt, für die Geschichte der Insel zwischen 1834 und 1912 jedoch von bedeutendem Interesse und deshalb sehenswert ist. In dem einen der beiden Räume findet der Besucher die Bildnisse der sämtlichen Fürsten von Samos, dazwischen, in einfachem Holzrahmen, eine Ausfertigung der Statuten des Fürstentums mit dem Namenszug des Sultans Mahmud II. (1808-1839). Der Historiker wird vielleicht vor dem Bild des Fürsten Alexandros Karatheodoris verweilen, der als türkischer Außenminister 1878 auf dem Berliner Kongreß die Interessen des osmanischen Reiches zu vertreten hatte. Im

anderen Saal hängen neben den Porträts der samischen Freiheitskämpfer Lykourgos Logothesis, Konstantinos Lachanas und Georgiadis Stamatis die Porträts des Vaters der Vereinigung der Insel mit Griechenland, Themistoklis Sophoulis, und des listenreichen, genialen kretischen Politikers Eleftherios Venizelos, der über ein Vierteljahrhundert hinweg die Geschichte des griechischen Staates bestimmt hat.

Umgeben von diesen Schatten der Geschichte tritt man hinaus auf den sonnenüberströmten Vorplatz. Drüben im Stadtgarten, dem ehemaligen Hofgarten der Fürstenzeit, blüht und duftet es; hundertjährige Bäume spenden angenehmen Schatten.

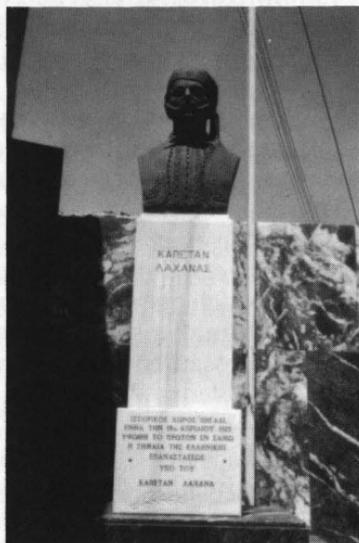
Durch die lang sich hinziehende Odos Lykourgou Logothesisou gelangt man zum Sitz des Metropoliten. Der geräumige Bau birgt im Erdgeschoß ein sehenswertes kirchliches Museum mit einer wertvollen Ikonensammlung und schönen kunsthandwerklichen Exponaten. Aus der Ikonensammlung sei ein besonders wertvolles Stück erwähnt: eine Kreuzigung des 18. Jahrhunderts, deren Typus sich nur noch in zwei Beispielen, in Joannina und im Louvre in Paris, finden soll. Unter den kunsthandwerklichen interessanten Ausstellungsstücken fällt ein reichgeschmücktes goldenes Kreuz mit prachtvoll geschnitzten Miniaturen biblischer Szenen auf, das aus dem Kloster Profitis Elias in der Nähe von Karlovasi stammt. Als nationale Reliquie gilt den Griechen der Mandyas, der Priestermantel des Patriarchen Grigorios V., der nach dem Ausbruch des griechischen Aufstandes am 22. April 1821, einem Ostermorgen, zusammen mit mehreren seiner Geistlichen am Haupttor seiner Kathedrale in Konstantinopel erhängt wurde.

Das Dorf Vathy bildet heute mit der Neustadt Samos äußerlich eine Einheit. Seine unverwechselbare Eigenart hat es jedoch bewahrt. In seinen schmalen, meist steil ansteigenden Gäßchen bieten sich dem Besucher die malerischsten Bilder unverdorben-dörflicher Kultur. Stille und Beschaulichkeit herrschen. Auf einer Bank am Weg hält ein behäbiger Alter Siesta. Durch eine offene Ladentür sieht man von der Straße in eine Backstube. In einem Hausgärtchen blühen die herrlichsten Nelken. Ein hagerer, weißhaariger Mann tritt aus dem Haus und bemerkt, wie die Fremden seine Blumen bewundern. Wortlos wendet er sich den Stöcken zu und bricht für jeden der Xenoi eine Blüte ab. Wie oft findet man diese wohlthuende archaische Philoxenia, unter Menschen, die ihre alte Sitte unverfälscht bewahrt haben, eine freie, unaufdringlich stolze Menschlichkeit.

In einem der Gäßchen öffnet sich seitlich eine Lücke. Ein Denkmal füllt sie aus. Auf weißem Marmorfeiler thront die Büste des Freiheitshelden Kapetan Konstantinos Lachanas. Auf der Basis des Denkmals steht die Inschrift:

„Dies ist der historische Platz Pigadi, wo am 18. April 1821 Kapetan Lachanas erstmals auf Samos die Flagge der griechischen Volkserhebung hißte.“

Kapitän war Lachanas in Napoleons Armee geworden; er hatte sich 1798 in der Schlacht bei den Pyramiden ausgezeichnet.



Das Denkmal des Kapetan Lachanas auf dem Platz Pigadi in Vathy.

Ein steiler Rampenweg führt abwärts zur Bucht. Auf dem Straßenschild liest man: Odos Aristarchou. Vathy ehrt einen bedeutenden Sohn der Insel, den großen Gelehrten des 3. Jahrhunderts v. Chr. Geschichte ist auf Samos allgegenwärtig. Ohne sie geht man blind durch eine schöne Gegend; auch hier erfährt man die Wahrheit des Goethe-Wortes, daß man erst sieht, was man weiß.

An der kahlen Straße am Südoststrand der Bucht steht ein verlassenes, verödetes Haus. Auch dies ein Denkmal: ein Monument des Bevölkerungsschwunds, der Inselflucht. Die antike Inselhauptstadt Samos allein soll einst 60.000 Einwohner gehabt haben. Zu Beginn unseres Jahrhunderts hatte die gesamte Insel noch rund 53.000 Einwohner; heute dürften es etwa noch 40.000 sein, und die Abwanderung hält an. Ziele der Auswanderer sind Australien, Kanada und neuerdings auch die Bundesrepublik.



Blick auf Vathy.

Wenig wüßte man von Samos ohne die Erfahrung der großen Einsamkeit, der panischen Stille. Sie wartet in der nächsten Nähe des Inselhauptstädtchens. Auf dem Ostufer der großen Bucht wandert man hinaus nach Kalami, wo als Landmarke die mächtige zweihundertjährige Platane steht. Zauberhafte Bilder weit draußen am Kap Kotsikas mit den Resten einer Küstenbefestigung aus dem Freiheitskrieg. Drüben liegt Kokkari; grelles Licht überflutet die große Klippe, westwärts sinkt der bizzare Kamm des Karvounis hinunter zum tiefblauen Meer. Stille, Menschenferne. Im Schatten hoher, dunkler Bäume dämmert ein verlassenes Klösterchen. Draußen ein paar Inselchen, das größte, vollkommen kahle, bekrönt von einer Kapelle des Agios Nikolaos von Myra, des Patrons der Seefahrer. Dahinter, von felsigen Steilufern umschlossen, die einsame Bucht von Aspronisi und, bogenförmig nach Osten ausschwingend, die Halbinsel Nisi. Weit im Nordosten endet das steinige Sträßchen am Ufer einer flachen Bucht; in ihrem Hintergrund schimmert weiß die Kapelle der Agia Paraskevi.

Wer die verlorenste Bergwildnis kennenlernen will, muß den Rückweg auf dem Maultierpfad über die Höhen nehmen. Oft verliert sich die Spur im Geröll; man ahnt mehr als man sieht, wie es weitergeht. Tief unten bleibt das Meer zurück mit seinen Buchten und den Inselchen davor. Weit und breit keine Menschenseele, kein Laut. Blühender Ginster füllt eine steinige Senke mit einem gelben Schwall bis an den Rand. In eine niedrige Felswand ist, vielleicht schon in der Antike, eine tiefe Kammer gehauen worden, als

Zisterne; klares Quellwasser füllt sie bis zum Rand. Von oben hängen die Zweige einer Steineiche herein, ein horazisches Idyll. Lange geht es hoch am Rand des Berges entlang, das Meer ist aus dem Gesichtsfeld verschwunden, versunken in der Tiefe; hohes Buschwerk und Bäume verhüllen alles, man muß dem Weg vertrauen. Endlich geht es langsam bergab, die ersten Häuschen und Gärtchen zeigen menschliche Nähe an; eine erstaunlich lange Schlange, graubraun wie der Stein, auf dem sie sich sonnte, mit dunklem Zackenband auf dem Rücken, huscht, von den Tritten der Herankommenden aufgescheucht, in geschmeidigen Windungen davon, gleitet durch einen Gartenzaun, verschwindet hinter Sträuchern. Da öffnet sich wieder der Blick auf das Meer, Samos, das Städtchen, liegt da unten, von warmem Abendlicht übergossen die Bucht. Ein weißes Motorboot läuft ein, Gischt sprüht über das Deck. Drüben vor der großen Weinkellerei am Strand von Malagari liegt dicht vor dem Ufer ein kleiner Frachter. In entfesselten Schwärmen stürzen sich die Schwalben in den Abendhimmel. An der Uferstraße promenieren feierabendlich die Samioten, für den Mitteleuropäer ein nostalgisches Bild aus vergangenen Zeiten.

Ostwärts des Höhenzuges über Vathy liegt die Valmaris-Ebene, wo die Moschato-Rebe am besten gedeiht. Auch hier ist stilles Land. Man durchquert das Dörfchen Kamara am Nordrand der Ebene. Dann geht es am Berghang hinauf zum Kloster Zoodochou Pigin, dem Kloster vom Lebendigen Quell. Von steiler Höhe



Kloster Zoodochou Pigin.

schweift der Blick über Kiefern- und Fichtenwälder hinweg zum Sund des Heptastadios Porthmos, zum Ostkap der Insel und zum gegenüberliegenden Mykale-Gebirge. Im Klosterhof empfängt den Besucher eine anmutige Oase des Friedens. Sorgfältig gepflegte Zellentrakte umgeben mit schönen Arkadengängen das offene Rechteck. In der Mitte das Katholikon, die Klosterkirche, davor eine mächtige Zypresse mit weißgekalktem Stamm. Ein Priester-mönch Dorotheos hat das Kloster im Jahre 1756 gegründet, die Kirche wurde dreißig Jahre später (1786) vollendet. Ihr Prunkstück ist die Schnitz-Ikonostase mit Szenen aus dem Alten und Neuen Testament, beginnend mit dem Drama des ersten Menschenpaares, dem Glück des Gartens Eden, der Versuchung und der Vertreibung aus dem Paradies. Die weltweite Krise des Mönchtums ist auch an diesem einzigartigen Platz Realität: nur noch zwei Mönche leben im Kloster. Der eine der beiden berichtet, daß er seit 34 Jahren im Kloster weilt; er ist also keiner der Jüngsten mehr; Novizen kommen nicht, und was wird später sein? Ein Wort des Vertrauens in eine künftige Wendung der Dinge kann den Grundton von Resignation nicht verdrängen. Gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts lebten in diesem Kloster immerhin noch dreizehn Mönche unter der geistlichen Leitung eines Abtes.

Samos hat eine tägliche Flugverbindung mit Athen. Eine gute Stunde dauert der Flug mit der zweimotorigen Propellermaschine über das Ägäische Meer. Ein unvergeßliches Erlebnis ist dieser Flug, hinweg über die Kykladen, die so oft zu Schiff erfahrenen, überwältigend bei der Landung dieses Hineinschweben in das Herz der Geschichte der Insel. Der dünne weiße Finger jener einzigen Säule steigt am Südrand der Insel auf, wo der Flugplatz liegt, und markiert die Stelle des uralten, berühmten Heiligtums von Samos, des Heraion. Der Schatten des Flugzeugs wischt über das kolossale, in hohem Sumpfgas versteckte Riesenfundament des Tempels hinweg. Drüben, am Aufgang zum Bergland, vor dem Eingang zu einem schluchtartigen Tal, zeigt sich das Dorf Chora, das einhundertachtzig Jahre lang (1675-1855) Hauptort der Insel gewesen ist. Links vorwärts, am steilen Felshang, zeichnet sich die gerade, kühn aufwärtsklimmende Linie der ehemals über sechs Kilometer langen Stadtmauer des antiken Samos ab; auf halber Höhe ein wuchtiger, dunkler, rechteckiger Turm, und in der Flugrichtung über einer Klippe, die aus dem dunklen Meer aufsteigt, die Ruine jenes Kastros, das Lykourgos Logothetis 1822-1824 errichten ließ. Dann setzt die Maschine auf der Landepiste auf, unmittelbar dort, wo einst die heilige Straße von der Stadt Samos hinausführte zum Tempel der Stadtgöttin Hera.

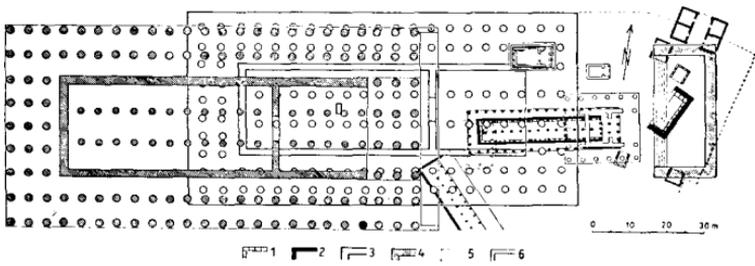
Vom Flugplatz aus sind es nur einige Kilometer bis zu den Ruinen des berühmten Heiligtums, mit dem uns die großartigen Ausgrabungen deutscher Archäologen so besonders innig verbinden. Richtmarke auf dem Weg durch die fruchtbare Küstenlandschaft bleibt die weiße Säule weit draußen inmitten des wuchernden Gewirrs einer unermüdlichen Vegetation. Im sumpfigen Mündungsgebiet des Imbrasos-Baches betritt man das Grabungsgelände. Wildes Wachstum triumphiert immer wieder über die Mühe der Ausgräber und verhüllt die wie vergebens sichtbar gemachten Fundamente und Trümmer. Merkwürdig verwackelt sieht die einzige noch aufrechtstehende Säule aus; ein Erdbeben mag ihre Trommeln so verschoben haben. Ein französischer Forschungsreisender, Joseph Pitton de Tournefort, hat im Jahre 1702 das Heraion aufgesucht und die verschüttete Basis dieser Säule bis zum Stylobaten ausgegraben. Er freilich begründet den merkwürdigen Zustand der Säule mit einer abenteuerlichen Geschichte, die ihm von Inselbewohnern berichtet wurde: Wenige Jahre vor seinem Besuch habe sich bei den Türken das phantastische Gerücht verbreitet, die Säule sei mit Gold und Silber gefüllt; sie hätten deshalb ihre Geschütze auf sie gerichtet, um sie zum Einsturz zu bringen, und dabei hätten sich die Säulentrommeln so verschoben. Ob Tournefort diese Geschichte wirklich so unkritisch hingenommen hat, wie er sie erzählt?

Die stehengebliebene Säule ist, von der südöstlichen Ecksäule aus gerechnet, die vierte der südlichen äußeren Säulenreihe einer doppelten Ringhalle von ehemals 123 etwa 18,50 Meter hohen Säulen des Kolossaltempels. Ihre erhaltene Höhe ist mit 11,21 Meter gemessen; der untere Durchmesser beträgt 1,90 Meter, rund ein Zehntel der ursprünglichen Säulenhöhe. Die zweitausendjährige Geschichte des Heiligtums und die verschiedenen Etappen seiner Erforschung in der Neuzeit müßten Gegenstand einer speziellen Beschreibung sein. In dem hier vorgezeichneten Rahmen kann nur auf die Beobachtungen eingegangen werden, die jeder Besucher machen kann. Von dem Zustand der Tempelruine vermittelt ein ausreichend klares Bild nur eine historische Aufnahme aus der Zeit nach dem Abschluß der großen Grabung. Sie zeigt die gewaltigen Fundamente der Säulenstandflächen und läßt die in diesen Fundamenten des unter Polykrates begonnenen Tempels verbauten Säulentrommeln und Säulenfragmente des älteren, von den samischen Architekten Rhoikos und Theodoros errichteten Tempels erkennen. Trotz der neuerdings an einigen markanten Stellen angebrachten Orientierungsschilder hat es der Laie nicht leicht, sich in den Ruinen zurechtzufinden, selbst wenn die hohen Sumpfräser verdorrt oder frisch geschnitten sind. Man sollte ei-

nen Plan der Ausgrabungen mitführen, oder noch besser das Bändchen von Hans Walter über „Das Heraion von Samos“; seine beiden letzten Seiten bieten einen ausgezeichneten Übersichtsplan. Doch selbst wenn man nicht alles findet: einen Vorteil hat man zumeist, man ist mit den Ruinen allein. Die auf den Tempelfundamenten aufgestellten Säulenbasen und Blattkranzkapitelle geben eine eindrucksvolle Vorstellung von den Ausmaßen des nie vollendeten Bauwerks.



Die einzige, noch aufrecht stehende Säule des Heraion.



Das Heraion von Samos in seinen Bauperioden(nach Kirsten-Kraiker).

1	800 – 700	3	560 – 550	5	5./6. Jahrh. v. Chr.
2	675 – 650	4	seit 530	6	römische Zeit

Wer auf den Tempelfundamenten herumgeht, findet auch die in den Grundmauern des polykratischen Tempels verbauten älteren Säulenreste und erkennt auf den Stylobaten Standspuren längst verschwundener Säulen. Im Grundwasser des Sumpfbodens entdeckten die Ausgräber auch den Wurzelstock des heiligen Lygos-Baumes, den die Christen nach dem Untergang des alten Kultes gefällt hatten. Vor der Ostfassade des Tempels ragt auf dem ehemaligen Festplatz eine wiederaufgebaute Treppenwange des mächtigen Altars empor. Hier ist auch die Apsis einer christlichen Kirche stehengeblieben, stumme Zeugin vom Ende des alten Glaubens, von der Ablösung der griechischen Hera durch die christliche Panagia. Eine Exedra für Q. Tullius Cicero und seinen Bruder Marcus, den großen Redner, erinnert an die Dankbarkeit der Bürger von Samos für das wohlthätige Wirken dieser beiden römischen Griechenfreunde im Sinne einer sauberen Verwaltung der so oft geschundenen und ausgeplünderten Provinzen.

Die Reste der antiken Stadt Samos liegen größtenteils unter den Häusern und Straßen des heutigen Hafenplatzes Pythagoreion, der bis zum Jahre 1955 wegen der fast kreisrunden Form der Hafenanlage die recht platte und prosaische Bezeichnung Tigani (Bratpfanne) trug und auch jetzt noch oft mit seinem ehemaligen Namen bezeichnet wird. Von der Umbenennung des Ortes zu Ehren des großen Denkers Pythagoras berichtet eine Marmortafel am Dimarcheion, dem Bürgermeisteramt. Davor findet der Besucher ein kleines Freilichtmuseum antiker Funde. In einem mehr als schlichten Raum sind auch einige Skulpturenfunde untergebracht, darunter eine höchst bemerkenswerte Büste des Augustus, der, wie bereits erwähnt wurde, Samos zweimal zum Winteraufenthalt erwählt hatte. Das Hafenbild ist heute von idyllischer Intimität. Gegenüber den rund 40.000 Quadratmetern des heuti-

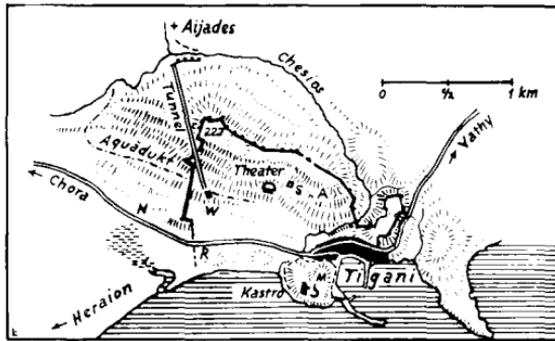


Säulenbasen von der Nordseite des Heraion.



An der Hafenmole von Pythagoreion.

gen Hafenbeckens war der antike Hafen mit seinen 75.000 Quadratmetern nahezu doppelt so groß. In der Antike war das Hafenbecken durch zwei, etwa in der Nord-Südrichtung liegende Molen geschützt, zwischen denen nur eine schmale Durchfahrt offen blieb. Von der südlichen Mole aus ließ Polykrates einen nahezu 300 Meter langen Damm im Bogen um die inneren Molen herumführen, so daß die ganze Hafenanlage durch diesen weit ins Meer vorgetriebenen Wellenbrecher doppelt geschützt war. Die heutigen Molen ruhen auf den Fundamenten der antiken und wurden in den Jahren 1860 bis 1862 unter der Leitung von Franz Humann, einem Bruder Carl Humanns, des Entdeckers des pergamenischen Zeus-Altars, erneuert. Von hier aus geht der Blick wiederum hinüber nach dem Wahrzeichen dieser Landschaft, dem Mykale-Gebirge, und zu dem berühmten Sund des Heptastadios Porthmos. Hübsche kleine Lokale säumen den Hafenplatz. Da läßt es sich, je nach der Jahreszeit im Schatten oder in der Sonne, angenehm sitzen und die Geschichte der untergegangenen, einstmals glanzvollen Metropole bedenken.



Plan der antiken Stadt Samos:

- |                          |                            |
|--------------------------|----------------------------|
| A Astypalaia (Akropolis) | S Kloster Panagia Sprilani |
| N Nekropolis             | W Eingang zum Tunnel       |
| R Römische Ruinen        | M Aja Methamorphosis       |

Am Westrand der Hafenbucht ragt auf felsigem Kap die Ruine des Kastro empor, das von Lykourgos Logothetis im Drang der Notzeit und in der Furcht vor den ständig drohenden Angriffen übermächtiger osmanischer Streitkräfte auch aus dem Material antiker und byzantinischer Bauten errichtet wurde. Auch das Kastro ist heute bereits wieder halbzerfallene Ruine. Die Metamorphosis-Kirche daneben erinnert an den Seesieg der Samioten bei der Mykale am 6. August 1824, das nicht eben schöne weiße Marmordenkmal davor an den Erbauer des Kastro. Burgruine und Kirche bedecken die Fundamente antiker und byzantinischer Bauten.

Unterhalb der Friedhofsmauer bei der Kirche haben deutsche Archäologen 1928 bis 1930 und 1965 bis 1968 die Reste einer hellenistischen, in römischer Zeit weiterbenutzten und umgebauten palastartigen Villenanlage aufgedeckt. Hier dürfte die kaiserliche Villa zu suchen sein, die auch den Kaiser Augustus zweimal beherbergt hat. Im 5. Jahrhundert entstand an dieser Stelle eine christliche Bischofskirche und eine Kapelle. Der Gedanke, daß hier auch die Akropolis des antiken Samos gestanden habe, liegt nahe.



Kastro des Lykourgos Logothetis in Pythagoreion auf Samos.

Herodot rühmt die Samier als Schöpfer der gewaltigsten damals in Griechenland anzutreffenden Bauwerke. Unter diesen Bauten nennt er den mehr als 1.000 Meter langen Wasserleitungstunnel, den der Ingenieur Eupalinos aus Megara, vermutlich im Auftrag des Polykrates, durch den Fels des 235 Meter hohen Stadtberges getrieben hat. Mit der Arbeit wurde gleichzeitig auf der Nord- und Südseite des Berges begonnen. Beim Vorantreiben der beiden Stollen unterlief nur ein geringfügiger Richtungsfehler, der durch einen leichten Knick korrigiert werden konnte. Man möchte gerne wissen, mit welcher Art von Nivellierungsinstrumenten Eupalinos arbeitete. Der Tunnel ist vom Südausgang zu besichtigen; man gelangt dorthin auf einem Fahrweg, der oberhalb der Straße Pythagoreion-Chora unterhalb des Klosters Panagia Spiliani an der Stätte des antiken Theaters vorbei auf den Westabschnitt der

antiken Stadtmauer zuführt. Der im Lauf der Jahrhunderte teilweise eingestürzte Tunnel wurde in den letzten Jahren von deutschen Archäologen untersucht und wieder begehbar gemacht. Vor dem Tunneleingang steht ein kleiner Schutzbau, den es in ähnlicher Form schon in der Antike gegeben haben muß. Von diesem Schutzbau führen einige Stufen in den Stollen hinab. Man passiert zunächst einen sehr engen, niedrigen Gang und gelangt nach ca. 30 Metern in den eigentlichen Tunnel. Er besteht aus einem begehbaren Weg und dem mehrere Meter tiefer daneben verlaufenden, jetzt ein Stück weit mit Eisenrösten abgedeckten Schacht, in dem die Tonröhren der Wasserleitung verlegt waren. In byzantinischer Zeit diente der Tunnel den Bewohnern der Stadt während feindlicher Überfälle von See her als Zufluchtsstätte. Der Platz vor dem Südeingang ist landschaftlich höchst eindrucksvoll. Dunkel sieht vom nordwestlichen Steilhang jener schon eingangs erwähnte, noch hoch aufrecht stehende Turm der antiken Stadtmauer herunter. Unten liegt jenseits der Landstraße die Ruine einer großen römischen Thermenanlage, die zur Zeit archäologisch untersucht und ausgegraben wird. Unmittelbar daneben ragen, dicht am Meer, die „Dontia“ (Zähne) empor, drei wuchtige Pfeiler eines Hallenbaus justinianischer Zeit. In ihre Nachbarschaft hat sich neuerdings ein Strandhotel gedrängt, das an dieser Stelle kaum etwas anderes als einen Fremdkörper darstellen kann.



Blick auf den südlichen Eingang der Meerenge des Heptastadios Porthmos. Rechts das steil aufsteigende Mykale-Gebirge, links das östliche Ufer der Insel Samos.

Wer das antike Samos gründlicher kennenlernen will, muß sich zwei bis drei Tage Zeit nehmen. Eine etwas anstrengende, aber lohnende Unternehmung ist ein Rundgang um die ehemals 6.427 Meter lange Stadtmauer mit den 35 Türmen der Landseite, den zwölf Toren und Ausfallpforten. Interessant sind auch die antiken Steinbrüche, in denen das Baumaterial gewonnen wurde. Für die Besichtigungen ist der Führer durch „Die antike Stadt Samos“ von Renate Tölle eine verlässliche Hilfe.

Zu einer Begegnung mit der erdgeschichtlichen Vergangenheit der Insel führt ein Besuch des Dorfes Mytilinii einige Kilometer nordwestlich von Pythagoreion im Hügelland. Der Ort hat seinen Namen von den Griechen aus Lesbos, die ihn gegen Ende des 16. Jahrhunderts gegründet haben. Unmittelbar nördlich des Ortes liegt eine gewaltige Ablagerung fossiler Knochen längst ausgestorbener Säugetierarten aus dem Pliozän. Achilleus Stephanidis, ein Arzt in Mytilinii, hat im vorigen Jahrhundert eine kleine Sammlung dieser Funde angelegt. Die freundlichen Bewohner des Ortes sind gern bereit, den ortsunkundigen Fremden zu den winzigen Museumsräumen zu weisen. Auf engem Raum in Glasschränken zusammengedrängt warten die Exponate im Dimarcheion auf die seltenen Besucher. Der Augenschein lehrt, wie riesig diese Tiere gewesen sein müssen, die vor der Absperrung der Insel vom asiatischen Festland in dieser Gegend gelebt haben, ehe sie in einer Flutkatastrophe untergingen. Eine Anzahl dieser Funde ist noch im 19. Jahrhundert durch deutsche Gelehrte in die paläontologische Sammlung der Münchener Akademie gelangt. Diese Fossilien waren auch der Antike bekannt. Sie mögen Anlaß gegeben haben zur Entstehung des Mythos von jenem ungeheuren Massaker, das Dionysos unter den ihm feindlich entgegentretenden Amazonen angerichtet haben soll. Plutarch berichtet diese Geschichte.

Mytilinii ist auch das Zentrum des Tabakanbaus auf Samos. Auf der Plateia wird der Tabakmarkt abgehalten. Zu großen rechteckigen Ballen gepreßt wird die Ware angeliefert. Der Schreiber sitzt im Hintergrund an einem Tischchen und notiert Gewicht und Preis. Im Schatten, an die Wand des Kafeneions gelehnt, sitzen zwei Neunzigjährige und sehen dem Kommen und Gehen wie einer willkommenen Abwechslung ihres gewiß oft eintönigen Alltags zu.

Auf der Suche nach der Lagerstätte der Fossilien gerieten wir an einem heißen Sommernachmittag weit hinaus in die sonnenüberfluteten Felder. Hinter einer Hügelkuppe blieb das Dorf zurück. Ein schmaler Pfad führte leicht abwärts nach einer kleinen Schlucht, aus der jenseits ein steiler Hang sich erhob. Der Weg

endete vor einem Bauernhaus, das da weitab von jeder menschlichen Nähe mitten in den Feldern liegt. Unter einer Reblauben fanden wir den Bauern, einen Mann von vielleicht siebzig Jahren. Unsere Stimmen ließen dann auch die Bäuerin erscheinen, eine etwas beleibte Frau in einem zerschlissenen, verstaubten, früher einmal schwarzen Arbeitskleid. Man bot uns Sitzgelegenheiten an, zwei wacklige Hocker, das Mäuerchen, das den Vorplatz abgrenzte. Über unseren Köpfen hingen lange Henkel grüner Trauben herab. Ob wir gern etwas trinken möchten, fragte man uns, es sei so heiß und wir seien gewiß schon lang unterwegs? Gläser wurden gebracht, vielleicht waren sie etwas trüb, aber der Retsina, den man aus großer, bauchiger Flasche eingoß, war kühl und schmeckte vorzüglich. Später erzählte uns ein Mann aus dem Dorf, die Leute seien reich, sie hätten von allem, Wein, Tabak, Ölbäume, Getreide, Gemüse, und von allem mehr als die anderen. Das scheint nun typisch für die Landwirtschaft dieser Gegend, daß sie so gar nicht organisiert, intensiviert, industrialisiert ist; jeder hat von allem, jeder baut alles, und eben das gibt dieser Insellandschaft ihren unnachahmlichen differenzierten Reiz, mag mancher auch diese Betriebe als unrationell und unwirtschaftlich bezeichnen. Samos wäre ärmer, versuchte man, seine Landwirtschaft durch Rationalisierung reicher zu machen.



Tabakmarkt in Mytilinii auf Samos. Tabakblätter, zu Ballen gepreßt, liegen zum Verkauf bereit.

Dem Südwestteil der Insel, einem von starken Quellen bewässerten Bergland mit hübschen, reizvollen Dörfern, geben weite Olivenhaine und Nadelholzwälder das Gepräge. Hier findet der Inselwanderer auch zwei der sehenswertesten Klöster auf Samos. Wenige Kilometer westlich des Dorfes Chora führt eine Abzweigung von der Landstraße hinauf zum alten Töpferdorf Mavratzei. Auf einer Anhöhe westlich der Straße liegt die Moni Timiou Stavrou, das Kloster vom Heiligen Kreuz. Es wurde 1592 von einem Priestermonch Neilos gegründet, der anfangs wohl als Einsiedler hier lebte. Der Besucher ist überrascht von dem hervorragend gepflegtem Zustand aller Gebäude, überrascht erst recht, wenn der Mönch, der ihn empfängt, um ihm die Kirche zu zeigen und zu erklären, berichtet, er sei der einzige, der noch hier lebe, siebzig Jahre alt, erst vor drei Tagen aus dem Krankenhaus zurückgekommen. Er nimmt sich Zeit für die Führung; besonders lange verweilt er vor dem Templon, der schönen Schnitzikonostase. Natürlich freut es den einsamen Mönch, daß auch der Mann aus dem dunklen, trüben Norden, der Germanos, die ruhmreiche Geschichte des Klosters kennt, aus dem seit 1844 drei griechisch-orthodoxe Patriarchen von Jerusalem hervorgegangen sind: Kyrillos II. (1845-1872), Hierotheos II. (1875-1882) und Damianos (1897-1931). Bleibt zu ergänzen, daß aus Samos auch der Mönch Pythagoras Themelis stammte, der von 1935 bis 1955 griechisch-orthodoxer Patriarch von Jerusalem war und als Verfasser einer ganzen Reihe von gelehrten Werken über Geschichte und Archäologie der Heiligen Stätten bekanntgeworden ist.



Samos. Das Kloster vom Heiligen Kreuz.

Beim Dorfe Koumaradëi biegt ein schlechter Weg nach Süden zum Kloster Megali Panagia ab. Als Gründungsdatum wird das Jahr 1586 angegeben. Das Kloster liegt an einem flachen Hang inmitten reicher Baumbestände. Nach dem Vorbild der Athosklöster umgeben die Mönchszellentrakte in weitem Rechteck den Klosterhof mit der Kirche in der Mitte. Auch hier lebt nur noch ein einziger Mönch. Er stammt aus dem benachbarten Dorf und berichtet, daß er dort Verwandte hat, die für ihn sorgen, denn auch er ist alt und hilfsbedürftig. Die Kirche bietet ein paar hübsche postbyzantinische Ikonen und schöne Schnitzarbeiten. Im Klosterhof einige Funde aus der Spätantike, qualitätsvolle Reliefplatten aus frühchristlicher Zeit. Man müßte die phantasievolle Gründungslegende erzählen können, die bunten Anekdoten aus der Klostersgeschichte. Der Inselhistoriker Epaminondas Stamatiadis hat sie in seinem fünfbandigen Werk „Samiaka“ sorgfältig zusammengetragen.

Am steilen Rand der Vorberge des Kerkis liegt 250 Meter über dem Meer das prächtige Dorf Marathokampos, der westlichste größere Ort der Insel. Die Überlieferung berichtet, die Gründer des Dorfes seien aus Chios, von der Peloponnes und der Insel Karpathos gekommen. Der Ortsname dürfte auf den wilden Fenchel, griechisch marathon oder marathron, zurückzuführen sein, der wegen seines häufigen Vorkommens in der Gegend den ersten Ansiedlern aufgefallen sein muß. Über zahlreiche Ölbäume hinweg sieht man hinunter auf den Ormos Marathokampou, den kleinen Hafen, seine neuerdings ausgebaute Mole, das Ikarische Meer, dessen Namen an die alte Sage vom Absturz des Ikaros erinnert. Weiter westlich liegt die Paralia von Botsalakia, einer der schönsten und einsamsten Badestrände der Insel. Mächtig erhebt sich der stolze Rücken des Kerkis, die Küstenlandschaft königlich beherrschend. Seinen Gipfel kam man von Marathokompos aus auf einem Bergpfad erreichen.

Wer sich nun dem Nordteil der Insel zuwendet, wird den landschaftlichen Kontrast intensiv empfinden. Ich zögere nicht, die Nordküste von Samos als eine der großartigsten Küstenlandschaften des ägäischen Raumes zu bezeichnen. Ihr entlang verläuft eine einzigartige Küstenstraße, bald hoch an den Steilufeln hinaufklimmend, bald auf schmalen Streifen flachen Ufergeländes dicht am Meer entlangleitend. Unter den zauberhaften Buchten dürfte die von Tsamadou die schönste sein. Ihr Strand ist von glattgeschliffenen Kieseln bedeckt, im Wasser findet der Badende jedoch den feinsten Sand vor. Die Terrassen der Weinberge steigen an dieser Stelle bis zum Meer herab: Dionysos und Poseidon begegnen sich da.



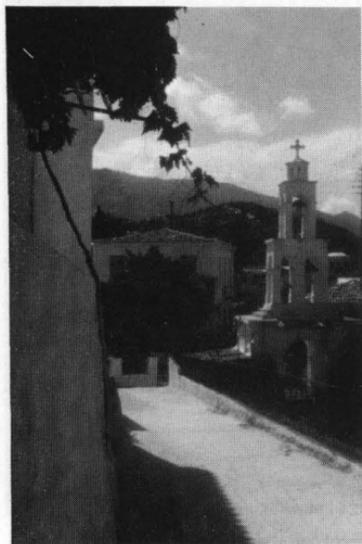
Einsame Badebucht an der Nordküste von Samos.



Die bewaldete Steilküste im Norden der Insel Samos.

Hoch über der Bucht, 360 Meter über dem Meer, liegt inmitten unendlicher Rebberge das anmutigste aller Inseldörfer: Vourliotes. Griechen aus Vourla bei Izmir haben es zu Beginn des 17. Jahrhundert gegründet. Da, wo der Anstieg beginnt, liegt mitten in Weinbergen, von Ginster umblüht, das Kirchlein Agia Matrona. Die Straße, aber auch ein Fußweg, führen, dem Lauf eines tief eingeschnittenen Tälchens folgend, aufwärts. Am Grund fließt ein kleiner Bach. Eine starke, unter schattigen Bäumen hervorsprudelnde Quelle führt ihm, auch im Sommer, Wasser zu. Zwischen den Rebanlagen steigen Baumgruppen empor: Pappeln, Platanen, Zypressen. Ein Waldstück drängt vom Karvounis herein, felsig steigt der Doppelgipfel des Profitis Elias aus den Wäldern auf. Noch im frühen Sommer ballen sich dort nicht selten gewitterdrohende Wolken, während über dem Rebgelände funkelnder Sonnenschein liegt.

Oben im Dorf hängen in den hallenden Gängen der engen, sauberen Gäßchen unsichtbare Gewebe der Stille. Kostbarkeiten dörflicher Architektur auf Schritt und Tritt. Überall spricht sich die Liebe des Inselgriechen zu den Blumen aus, überall findet sich ein Winkel sie anzusiedeln; es blüht über Brüstungen hinweg, an Mäuerchen herab, an einer besonnten Wand hinauf. In der Mitte des Dorfes, wie stets, die Plateia, von Häusern umschlossen, ein paar Bäume als Schattenspendler, der Kiosk.



Samos.  
Der Campanile des  
Bergdörfchens Vourliotes.

Durch eine schmale, steile Gasse kommt auf einem Maultier ein alter Mann heraufgeritten. Gern hält er für einen Augenblick an und läßt sich in ein Gespräch ziehen. Er ist achtzig Jahre alt und immer noch täglich bei der Arbeit. Als er hört, daß da Deutsche mit ihm sprechen, überrascht er uns mit der Bemerkung, daß auch er in Deutschland gewesen sei, in einem Deutschland freilich, das für uns Geschichte geworden ist. Er zählte zu jenen sechstausend Mann des 4. griechischen Armee Korps, die am 13. September 1916 nach der Errichtung der alliierten Salonikifront aus Protest gegen die venizelistische Kriegspolitik zu den Deutschen übertraten und bis zum Kriegsende in Görlitz in einer recht großzügig gehandhabten Internierung gehalten wurden. Auch Stuttgart hat er damals kennengelernt und in lebhafter Erinnerung behalten. Er spricht von seinen Erlebnissen und Erfahrungen ruhig und voll von der abgeklärten Güte seines Alters. Eine denkwürdige, eine unvergeßliche Begegnung!

Eine halbe Wegstunde oberhalb Vourliotes liegt inmitten von Kiefern- und Fichtenwäldern das älteste Kloster von Samos, die „Moni tou vronta“, das „Kloster vom Donnergrollen“, und in der Tat: oft grollt der Donner aus jenen Wolken, die sich am Berge sammeln. Nach dem hundertjährigen Exil der Samier wurde dieses Kloster 1566 an der Stelle einer weit älteren, vielleicht in frühchristliche Zeit zurückreichenden Gründung wiedererrichtet. Auch bei dieser Anlage sind die Athosklöster Vorbild gewesen. Durch einen mächtigen Torbogen, auf dessen Innenseite spätantike marmorne Reliefplatten eingemauert sind, tritt man in den Klosterhof. Ihn umgeben in weitem Rechteck die Mönchswohnungen mit wuchtigen, fast ungefügt wirkenden Arkadenbauten, in der Mitte Raum lassend für die heute einfache, schmucklose Kirche. Im Gegensatz zu anderen Klöstern der Insel nimmt man hier den Eindruck des Verlassenen, Zerfallenden mit.

Gegen das nordwestliche Ende der Insel zu liegt das zweite Hafendörfchen von Samos: Karlovasi. Es besteht eigentlich aus drei Ortsteilen: da ist zunächst im Osten Neo Karlovasi; westlich schließt sich an der Mündung eines Winterbaches Meso Karlovasi an, und an einem schroffen Hang beiderseits einer tief eingegrabenen Schlucht bildet der älteste Ortsteil, Palaio Karlovasi, den Abschluß der Siedlungsreihe. Hier wurde am 8. September 1871 der Grundstein zu einem heute gut ausgebauten Hafen gelegt; zwei Molen, die eine davon weit ins Meer hinausgreifend, schützen das Hafenbecken vor den Nordwinden. Den neueren Ortsteilen läßt sich ästhetischer Reiz nicht abgewinnen: nüchterne Lagerschuppen, Magazine, kleine Industriebetriebe, Kellereien und ausgesprochen öde Neubauten stehen irgendwie planlos und unpassend



Samos.  
Blick in den Innenhof des  
Klosters „Moni tou vronta“.

in der schönen Uferlandschaft. Ganz anders das alte Karlovasi. Auf steilen Höhenrücken staffeln sich drei Kirchen übereinander: den Gipfel bekrönt die weiße Kirche der Agia Trias, die Dreifaltigkeitskirche. Peloponnesier aus Nauplion haben den Ort zu Beginn des 17. Jahrhunderts gegründet. Aus ihrer Heimat haben sie übers Meer die schöne Ikone des Agios Nikolaos mitgebracht, die in der Vorhalle seiner Kirche steht. Palaio Karlovasi, einst zu den reichsten Gemeinden der Insel zählend, macht heute einen gepflegten, aber eher musealen Eindruck. Der Ortsname wird von den türkischen Wörtern „karli obasi“ (schneebedecktes Tal) hergeleitet und weist auf die Nähe des im Winter schneebedeckten Kerkis hin.

Das edelste landschaftliche Kleinod von Samos ist reine Natur. Hoher Laubwald bedeckt, zwischen dem Rand des ansteigenden Berglandes im Hintergrund und dem Meer, ein Stück flachen Ufergeländes. In einem weiten Wirtsgarten unter dem Schatten riesiger Platanen steht ein behäbiges Gasthaus, das „Touristikon Peripteron Platanakia“. Über dem Eingang zum Platanengarten ein leicht angerostetes Schild mit der Aufschrift „Paradeisos“. Wie treffend beide Bezeichnungen sind, erlebt man, wenn man das Tal hinaufwandert, durch das, unmittelbar neben dieser angenehmsten aller Raststätten von der Küstenstraße abzweigend, ein höchst solid betoniertes Sträßchen zum malerischen Bergdorf Manolates hinaufführt. Ein hurtiger, kristallklarer Quellbach plätschert ne-

ben der Straße her. Links, dem ganzen Bachlauf entlang, überreich blühende Oleanderbüsche. Dann Platanen und wieder Platanen, dahinter eine rötlich aufragende Felswand, zwischen den Laubbäumen als dunkle Pfeile senkrecht emporschießend, alles übertrumpfende Zypressen, mitten im Wald ein weißgekalktes Kapellchen, wo der Wald sich öffnet in Terrassen emporkletternde Weinberge, da und dort ein einsamer Bauer, in den gartenartigen Kulturen, in jungen Ölbaumpflanzungen oder in den Reben seiner Arbeit nachgehend; ein Zicklein, am Pfahl angebunden, ruft kläglich nach seiner Mutter, ein Esel, gesattelt und reglos, wartet in der Sonne auf seinen Herrn, von Manolates herunter kommt ein Bauer auf dem Maultier geritten, eilig haben es beide nicht, denn wo sollte hier auch der Anstoß zu Hetze, zu Tempo herkommen. Kühl weht es den Wanderer an, wenn er da, wo das Gelände leicht zu steigen beginnt, in den Schatten der Bäume tritt, die die Straße hoch überkuppeln. Und immer begleitet das Plätschern des Baches jeden Schritt. Mitten im Wald, unter hohen Bäumen verborgen, ein winziges Wirtshaus, davor auf schattigem Platz viele, viele einfache Tische und Stühle. Auf dem Wirtshauschild liest man „Aïdonia“ (Zu den Nachtigallen), und niemand kann behaupten, dies sei Übertreibung: Vogelgezwitzcher aus allen Zweigen. Über dem Wirtsgarten am Hang wieder kirchturmhohe Zypressen, an dunkler Leuchtkraft mit dem tiefblauen Himmel wetteifernd, der oben hereinsieht. Hier, auf dem Weg nach Manolates, habe ich einmal den einzigen Landsmann getroffen, der mir je auf den einsamen Wegen auf Samos begegnete; die meisten bleiben ja unten am Meer, an den Badestränden, in Pythagoreion, in Kalami oder Kokkari. Doch wer Natur und Stille, abgrundtiefe Stille liebt, den wird es immer wieder in dieses Tal von Platanakia ziehen, in dieses wahre Paradies unberührter, unverfälschter, bilderreicher Landschaft. Bei der Rückkehr von der Berghöhe wird man unten an der Straße, gegenüber dem großen Gasthof in einem Kafeneion mit den Bauern beim Kaffee oder Ouzo sitzen, mit ihnen den Lauf der Welt, der großen und kleinen Politik, die Vergangenheit und die spannungsreiche Gegenwart besprechen und auf den letzten Bus warten, der von Karlovasi nach Samos-Stadt fährt und genau vor diesem Kafeneion halten wird.

Irgendwo hatte ich einmal gelesen, ein griechischer Gelehrter habe vor Jahren in der Nähe des Kirchleins Agia Paraskevi zwischen Malagari und Kokkari die Ruinen eines frühchristlichen Baptisteriums gefunden. Kedros sollte die Gegend, das Gewann, heißen. Bei einer Ikone, einem Bildstöckchen, zweige von der Straße ein Feldweg gegen das Ufer hin ab; dort gedachte ich an einem Spätnachmittag auf der Rückfahrt von Patanakia auszusteigen,

um diese, mir noch unbekannte Sehenswürdigkeit aufzusuchen. Aber da stand so manches Bildstöckchen am Wege, bald rechts, bald links, und jedermann im Bus bekreuzte sich jedesmal nach alter Sitte und wie es Brauch ist. Endlich sah ich bei einem hellblau angemalten Bildstöckchen ein ländliches Gartenhaus mit einem Gärtchen davor und einer kleinen Terrasse. Im Garten saß ein Mann und sah dem herankommenden Bus entgegen. In der Gewißheit, hier Auskunft zu erhalten, stieg ich aus. Im nächsten Augenblick stand ich bei Konstantinos im Garten. Ja, er wußte von dieser Ruine; da sei aber nicht viel zu sehen, nichts als ein paar Steine. Dahin könne ich noch lange kommen, erst aber solle ich einmal Platz nehmen und sein Gast sein. So kam es, daß ich an diesem Abend das Palaiochristianikon Vaptistirion nicht mehr zu sehen bekam und es bis heute nicht gesehen habe, weil es über anderen Eindrücken und Begegnungen in Vergessenheit geriet. Nun, man muß auch an wohlbekannten Plätzen immer noch etwas Unbekanntes wissen, ein neues Ziel beim nächsten Wiederkommen. Und die Aufforderung zur Wiederkehr hängt in Samos stets in der Luft, von Wehmut durchglüht besonders an den Abenden, wenn weit draußen vor der Bucht die Sonne dem Meer entgensinkt und die Geschwader der zahllosen Schwalben wilde Muster in den Abendhimmel zeichnen.

## **DAS GEHEIMNIS VON PATMOS**

Südsüdwestlich von Samos, etwa auf der Breite von Delos und Didyma liegt Patmos, ein von der Natur her kleines, unbedeutendes Eiland von ganzen 34 Quadratkilometern. Ihren Umrissen nach läßt sich die Insel mit einiger Phantasie mit einem nach rechts blickenden Seepferdchen vergleichen, nur daß der Inselkörper um seine Mitte auf einen ganz schmalen Isthmus von nur ein paar hundert Metern eingeschnürt ist. Geologisch besteht Patmos bis auf einen Marmorberg im Südwesten in der Hauptsache aus Ergußgesteinen erloschener Vulkantätigkeit, vor allem Trachyt und Liparit. Bis zu 270 Metern erhebt sich die Insel über den Meeresspiegel. Die halbmondförmige Bucht im Osten der Inselmitte, welche die Schiffe aufsuchen, – Skala heißt der kleine Hafentort – läßt an das Kraterbecken von Santorin/Thera denken. Die Formen der Skalabucht sind jedoch viel stärker abgetragen. Die zahlreichen Inselquellen sind so wenig ergiebig, daß die Wasserversorgung der nicht ganz dreitausend Einwohner durch über ein Dutzend große Reservoirs sowie durch Zisternen und eine Entsalzungsanlage für Meerwasser geleistet wird. Wasserarmut, wie sie die Insel kennt, heißt aber Vegetationsarmut. Natürlichen Wald gibt es auf der Insel nicht. Das niedere Buschwerk mit Thymian und Salbei liefert guten Honig. Nur etwa 320 ha sind kultiviertes Land. Aus ihm gewinnt man Getreide, in der Hauptsache Gerste, sowie Gemüse, Wein und Obst: Birnen, Feigen, Mandeln und Zitrusfrüchte. Ziegenhaltung und etwas Fischfang ergänzen die Lebensgrundlage der Inselbewohner. In der Antike gehörte Patmos oder Patinos zum kleinasiatischen Milet. Im 5. Jahrhundert vor Christus wird es vom griechischen Geschichtsschreiber Thukydides, später vom Geographen Strabon und von dem römischen Offizier und Gelehrten Plinius Secundus Maior, der beim Vesuvausbruch 79 n. Chr. ums Leben kam, genannt. Eine Inschrift des 5. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung spricht davon, daß Orestes, nachdem er seinen ermordeten Vater Agamemnon an der Mutter Klytämnestra und an deren Liebhaber Ägisthos gerächt hatte, von den Erinnyen verfolgt, auf die der Letotochter Artemis geweihte Insel gekommen sei. Es fanden sich unbedeutende Spuren eines Heiligtums, unsicher, ob der Artemis oder der Aphrodite als Schutzherrin der Seefahrt. Zur Römerzeit wurde das unfruchtbare, abweisende Eiland, auf das als erste Siedler



Patmos. Blick vom Johanneskloster von Patmos auf den in einer geschützten Bucht liegenden Hafenort Skala.

Dorer, später auch Ioner gelangt waren, als Verbannungsort für Gegner des herrschenden politischen Systems verwendet.

Im Jahr 1088 schenkt der byzantinische Kaiser Alexios I. Komnenos (1081–1118) die Insel zu einer Klostergründung an den Abt Christodoulos von Nicäa (heute Iznik), der aus einem Kloster bei Milet kommt und bereits auf Kos und Leros Klöster gegründet hatte, im Tausch gegen diese. Der unter die Heiligen aufgenommene Christodoulos hat sein Kloster in beherrschender Lage an der Stelle eines Artemistempels errichtet und dem Hl. Johannes, dem Evangelisten, der bei den Griechen die Bezeichnung Theologos trägt, geweiht. Der Abt soll eine auf der Baustelle gefundene Artemisstatue zertrümmert und in die Fundamente des Klosters eingeschlossen haben, eine Übung, für die es auch bei deutschen Kirchenbauten eine Anzahl Beispiele gibt. Das Archiv der Klosterburg über der in ihrem Gefolge entstandenen Hauptsiedlung der Insel, die wie in der griechischen Welt üblich, die Bezeichnung Chora = *der* Ort als Eigennamen trägt, bewahrt noch heute

das Protokoll der kaiserlichen Inselschenkung auf einer fast siebeneinhalb Meter langen Rolle mit Goldsiegel. Darauf bestätigt der Kaiser alle Freiheiten von Dienstleistungen und Steuern, wie sie einem reichsunmittelbaren Kloster, das nur den Kaiser über sich hatte, zustanden, samt dem Grundbesitz in Kleinasien und auf Kreta und einer eigenen Flotte für das wirtschaftliche Fortkommen der Gründung. In der Urkunde wird der damalige Inselcharakter als der einer von Gestrüpp überwucherten, wasserlosen Ödlandschaft beschrieben. Nur ein Zehntel der Insel war zu jener Zeit gerodet, so daß das Kloster von Anfang an auf kaiserliche Getreidezuweisungen, die hauptsächlich Kreta ausgeführt hat, und auf Beschaffungen von der kleinasiatischen Gegenküste angewiesen war. Landschenkungen und andere Vermächtnisse von überall her, dazu Abgaben von Klosterhörigen trugen im Hochmittelalter einen Konvent von zeitweilig über dreihundert Mönchen. Das Johanneiskloster besitzt eine der besten Bibliotheken Griechenlands mit modernen Einrichtungen. Schon der Klostergründer Christodoulos hatte vor bald neunhundert Jahren einen Teil der von ihm vor den Türken geretteten Bibliothek seines Mutterklosters bei Milet hierher überführt. Ungeahnte kulturelle Schätze sind hinter den hochragenden Mauern über den weißgekalkten Häusern von Chora, 4 km vom Landeplatz Skala entfernt, bewahrt.

Zu den größten Schätzen zählen Teile des Markusevangeliums, in Gold und Silber auf Purpurpergament geschrieben, ein Werk des 6. Jahrhunderts, von dem Stücke in das Byzantinische Museum von Athen, in die Vatikanische Bibliothek, ins Britische Museum, nach Wien und Leningrad gelangt sind.

Weiter ragen besonders hervor eine Handschrift des Hiobbuches aus dem 8. Jahrhundert, mit 42 Miniaturen illustriert, sowie ein Codex aus Reggio/Calabria vom Jahr 941, der Predigten des großen, um 390 verstorbenen Kappadoziers Gregor von Nazianz, des Metropoliten von Konstantinopel überliefert. Kostbar ausgeschmückte Evangeliare und andere liturgische Bücher, ferner reiche geistliche Gewänder und bischöfliche Insignien füllen die Schatzkammer.



Patmos. Blick auf das Johanneskloster. Unterhalb im Vordergrund der klösterliche Komplex mit der sogenannten Apokalypsis-Höhle.

Die Wogen der Geschichte brandeten auch an die einsame Insel und an die Mauern ihres Burgklosters. Im Jahre 1207, in der Folge der staatlichen und kirchlichen Vergewaltigung der Oströmer durch den in perfidem Zusammenspiel von Rom und Venedig umfunktionierten vierten Kreuzzug, rissen die Venezianer Patmos aus byzantinischem Besitz an sich. Als aber die Türken im Jahr 1537 hier die Herrschaft übernahmen, die sie bis 1912 behielten, holten sie nur jährlich ihren Tribut ab, ließen im übrigen Patmos unangetastet. Der heutige Hauptort der Insel am Fuß der Klosterburg wuchs im wesentlichen durch die Aufnahme griechischer Flüchtlinge nach der Einnahme von Konstantinopel 1453 und Kretas 1669 durch die Türken. Wohl hatte nach dem Fall der Hauptstadt des byzantinischen Reiches Papst Pius II. im Jahre 1461 die Insel unter seinen Schutz genommen. Seine Nachfolger konnten die Schirmherrschaft jedoch nicht aufrechterhalten. So wurde das Kloster mehrfach Beute von Piraten. Die einzige Zerstörung jedoch

geschah um die Mittsommerzeit 1659 im Krieg der Venezianer gegen die Türken. Sie war der Flotte von S. Marco unter Francesco Morosini als damaligem Generalkapitän vorbehalten. Die Insel blieb dennoch ein Kulturzentrum mit weitberühmter Theologenschule, die heute noch besteht. Typisch für Patmos ist die verhältnismäßig weitgehende Öffnung des Klosters gegenüber den Inselbewohnern, unter denen die Mönche sich frei bewegen. Für das Bekanntwerden der Insel in der Welt draußen sorgten die Patiniden, wie sie sich nannten, selbst. Sie liefen nicht nur Jaffa und Konstantinopel an, sondern landeten auch an der Schwarzmeerküste Rußlands und segelten nach Süditalien. Ihre Reisen führten sie im Einzelfall sogar nach Deutschland. Höchst aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang die handschriftliche Briefsammlung des Tübinger Professors Martin Crusius (1525–1607), die ich vor einiger Zeit in der dortigen Universitätsbibliothek einsehen konnte. Crusius – wir verdanken ihm den ersten vollständigen Homer-Kommentar und tatkräftige Bemühungen um eine Vereinigung der griechisch-orthodoxen Kirche und des Protestantismus – hat einen 35 Seiten umfassenden griechisch geschriebenen Reisebericht aus dem Jahre 1588 von der Hand eines seefahrenden Patiniden namens Jakobos Meloites aufbewahrt. Crusius handschriftlicher Randvermerk, ebenfalls in Griechisch, wie es dem Humanisten von damals geziemte, lautet: „Dies hat eigenhändig der Herr aus Patmos, Jakobos Meloites, ein vortrefflicher Mann und ‚philogermanos‘ in Tübingen am 15. Januar für Martin Crusius geschrieben.“ Der „philogermanos“ stellt ein feines Gegenstück dar zu unseren Philhellenen.

Sogar zur römischen Kirche hatte Patmos gute Beziehungen. Leo X. (1513–1521), jener Medici, der Luther in den Bann tat, hat sich im ersten Jahr seines Pontifikats an Renovierungskosten für das Kloster auf der Insel beteiligt. Wie war das möglich? Was steht dahinter? Wie konnte die kleine, von der Natur wahrhaftig nicht verwöhnte Insel am äußersten Rande Europas zu solcher Achtung und Geltung gelangen? Mit dieser Frage rühren wir an das Geheimnis von Patmos. Etwa auf halbem Weg vom Hafenplatz Skala hinauf zum Kloster, nach Osten zu, also links ab, liegt ein kleiner klösterlicher Komplex um die sogenannte Apokalypsis-Höhle, zu deutsch: Höhle der Offenbarung. Hier soll das letzte Buch der Bibel, die Offenbarung des Johannes entstanden sein. Damit hängt auch der Name des Klosters auf dem Berg zusammen. Wir stünden hier also an einer Stätte, die nicht nur für die Geschichte des Urchristen-

tums, sondern für die gesamte Christenheit auf Erden bis heute von hoher Bedeutung wäre. Es ist hier nicht der Ort, die sehr komplizierten philologischen, literarischen und historischen, vor allem aber religionsgeschichtlichen und theologischen Probleme, die mit dem Buch der Offenbarung zusammenhängen, zu klären. Doch müssen die Fragen nach Umwelt und geistesgeschichtlicher Voraussetzung, nach Inhalt und Zweck, zeitlicher Entstehung und Verfasserschaft wenigstens angesprochen werden. Für einen Besuch der geheimnisvollen Stätte das Notwendige zu geben, heißt die Mitte suchen zwischen fachlicher Untersuchung und wissenschaftlich bedenklicher Vereinfachung.

Das geheimnisvolle letzte Buch der Bibel, die Johannes-Apokalypse, ist im großen Zusammenhang zu sehen mit der Apokalyptik überhaupt. Bei dieser handelt es sich um eine Spekulation, die den Lauf der Welt deuten und ihr Ende enthüllen möchte. Sie findet sich in allen Religionen, welche eschatologischen Gedanken Raum geben, d. h. sich mit den letzten Dingen, dem Weltende (griechisch „ta eschata“ = das Letzte, Äußerste) auseinandersetzen. So können Apokalyptik und Eschatologie bisweilen geradezu zum Wechselbegriff werden. Die Apokalyptik deutet geschichtliches, vor allem zeitgeschichtliches Erleben religiös. Die Weltgeschichte ist voll von Beispielen dafür, daß historische Krisen und Katastrophen eschatologisch erlebt wurden, d. h. die Zeit wurde als Endzeit, als „letzte Stunde“ (vergl. z. B. I. Johannesbrief 2,18!) wie als Zeit endgültiger Entscheidungen (im Neuen Testament dafür der griechische Begriff des Kairós!) aufgefaßt, und dies im Leben des Einzelmenschen, des Volkes und der ganzen Menschheit. Im biblischen Raum lösen apokalyptische Geistesströmungen den alttestamentlichen Prophetismus ab. Sie tauchen frühestens nach der Rückführung aus der babylonischen Gefangenschaft, also nicht vor dem Jahr 538 v. Chr. auf und bleiben bis in die frühchristliche Zeit lebendig. Auf ihrem Höhepunkt zeigt sich die Apokalyptik seit etwa 200 v. Chr. in Form von Weissagungen, Testamenten, Träumen und Visionen, im Gewand einer reichen, teilweise verschlüsselten Bildersprache. In den meisten Fällen handelt es sich dabei aber nicht um wirklich erlebte Visionen und Auditionen, sondern um eine Stilgattung, in welcher die Verfasser sich ausgiebig ihrer als Stilmittel wie der Allegorie und der Chiffrierung bedienen. Inhaltlich vorherrschend bleibt in allen Zeugnissen dieser Gattung die eschatologische Vorstellung einer Heilsgeschichte auf Grund göttlicher Planung, bei deren Verwirk-

lichung die Weltgeschichte mit unwiderstehlicher Konsequenz zu ihrem letzten, gottgewollten Ziel geführt wird. So entstand z. B. in der alttestamentlichen Welt des Judentums während der bösen Zeit Antiochus' IV. Epiphanes (= „der in Erscheinung getretene Gott“, 175 – 166 v. Chr.) mit ihren Ausrottungskriegen das Danielbuch mit seinen Zusätzen. Ihm folgten u. a. ein äthiopisches und ein slawisches Henochbuch, das dritte Buch der Sibyllinen, Testamente der zwölf Patriarchen, eine sog. Damaskusschrift, Verfassung und Gesetzesordnung einer jüdischen Religionsgruppe des 2. oder 1. Jahrhunderts v. Chr. aus Damaskus, 1896 in Kairo entdeckt, ferner eine Rolle aus Qumran mit der Darstellung eines letzten Krieges zwischen den „Söhnen des Lichts“ und den „Söhnen der Finsternis“. Der hauptsächlichliche Nährboden für die Apokalyptik blieb Palästina, wengleich sie von den orthodoxen jüdischen Rabbinern im allgemeinen nicht angenommen wurde. Typisch ist, daß die himmlische Weisheit, als geheime Offenbarung nur einem kleinen Kreis enthüllt und entsiegelt, einem anerkannten Weisen oder einer biblischen Größe in den Mund gegeben wird.

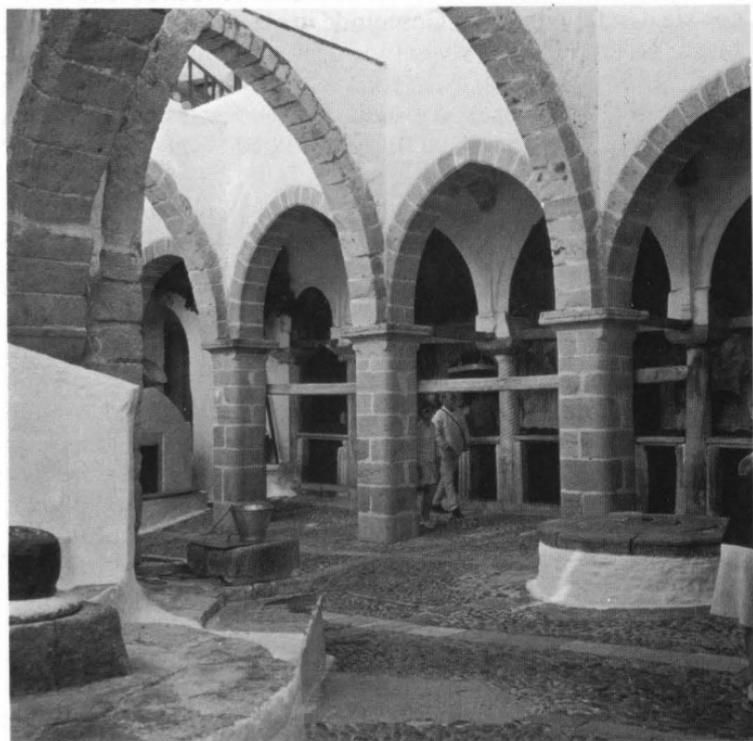
So tauchen eine Mosesapokalypse, ein „Leben Adams und Evas“, neben einer syrischen eine griechische Baruchapokalypse sowie eine unter Abrahams Namen auf. Für die Wurzeln der späteren Apokalypsen gegen die Zeitwende hin muß man auf Grund der seit 1947 in den Höhlen von Qumran am Roten Meer gehobenen Funde an essenischen Einfluß denken. Die damals blühende Essenersekte stellt in vielem eine Parallele zu dem dar, was wir im christlichen Mittelalter als Mönchsorden kennen. Als einzige apokalyptische Schrift ist die unter dem Namen des Johannes laufende in den Kanon, d. h. unter die kirchlich anerkannten Schriften Alten und Neuen Testaments aufgenommen worden, weil die alte Kirche bis um die Mitte des 3. Jahrhunderts einhellig an die Verfasserschaft des Apostels und Lieblingsjüngers Jesus geglaubt hat. So beschließt sie als sogenanntes „prophetisches Buch“ mit ihren 22 Kapiteln die gesamte Bibel. In aller Gedrängtheit etwas über ihren Inhalt: Auf den ersten Blick sind zwei Bestandteile zu unterscheiden. Der Einschnitt liegt nach Kp. 3. Johannes, Knecht Gottes und Jesu Christi (1,1) sendet Schreiben an sieben kleinasiatische Christengemeinden, für die er offensichtlich als unbestrittene Autorität gilt (1,4–3,22). Ihnen gegenüber nennt er sich „Bruder und Mitgenosse in der Trübsal, in der Königsherrschaft (Christi) und im Ausharren bei Jesus“ (1,9), während Christus selbst Ursprung und Herr alles Lebens seiner Gemeinden ist. Das Hauptstück, die eigentliche Apokalypse,

beginnt mit Kp. 4, der Vision eines Gottesdienstes im Himmel, wie überhaupt das ganze Geschehen der Endzeit auf Erden ständig begleitet wird von der himmlischen Liturgie vor Gottes Thron. Der erhöhte Christus, das „Opferlamm“ (5,12) hat das Vorrecht, Gottes Geheimnisse zu entsiegeln und seine Zukunftspläne durchzuführen. Drei Visionsgruppen: Siegel, Posaunen und Schalen des Zornes spielen sich in je sieben Akten vor dem Seher ab. Bei Öffnung der Siegel erscheinen die berühmten apokalyptischen Reiter (Kp. 6, vergl. etwa Albrecht Dürers Graphik!). In unvergeßlich einprägsamen Bildern, welche die christliche Kunst durch die Jahrhunderte immer aufs neue beschworen hat, vollzieht sich der Kampf der Streiter Gottes mit den Mächten der Finsternis (Michael und der Drache Kp. 12!), wobei zur Verwirklichung des göttlichen Heilsplanes Engelwesen eine besondere Rolle spielen. Der Fall Babylons, der großen Buhlerin, wird beklagt von den Mächten auf Erden, aber bejubelt im Himmel (Kp. 18–19). Die Erscheinung des messianischen Königs (Kp. 19) leitet das Tausendjährige Reich ein, währenddessen der Satan gebunden ist (20,1–3). Nach seiner Befreiung aber wogt der Endkampf, der zu seiner endgültigen Überwindung führt (20,7–10). Sein und seines Anhangs ewiges Schicksal wird mit grausigen Farben ausgemalt (20,10). Auf den Untergang des bisher Bestehenden folgt ein neuer Zustand der Welt, das himmlische Jerusalem, die ewige Gottesstadt (Kp. 21). Himmel und erneuerte Erde sind eins. Auf der Schwelle zu diesem Endzustand aber erleben wir das Endgericht (20,11–15), unerschöpfliches Thema mittelalterlicher Kirchenkunst in Malerei und Plastik.

Ein Weltendrama spielt sich hier ab von solch bezwingender Gewalt, daß kein geistig lebendiger Mensch sich dem entziehen kann, welche Stellung im religiösen Raum er auch immer bezogen haben mag.

Die christliche Kirche, welcher die Johannesapokalypse gilt, ist in ihren Anfängen leidende Kirche gewesen, bedrängt, verfolgt seit Jesu Kreuzigung. Das zeigt die Apostelgeschichte auf Schritt und Tritt. Führende Jünger kommen ins Gefängnis (Acta 5,18), Stephanus erleidet als erster das Martyrium (Acta 7,56), die Gemeinde wird zerstreut. Jakobus, Bruder des Johannes, verfällt dem Richtschwert (Acta 12,2). Paulus wird wiederholt mißhandelt (Acta 13,50; 16,22; 21,30–33), schließlich in lange Haft genommen und vor Gericht gestellt (Acta 23,35; 24,27; 25,21; 28,16,30). Petrus hat ein ähnliches Schicksal gehabt (Acta 5,40; 12,3–6; Ev. Joh. 21,18–19). Die altkirchliche Tradition vertritt den Märtyrertod der beiden in

Rom. Wahrscheinlich ist für Petrus' Ende das Jahr 64, als Kaiser Nero (54–68 n. Chr.) Schuldige suchte für den Brand von Rom und Christen als lebende Fackeln in seinen Gärten brennen ließ. Domitian (81–96) hat als erster römischer Kaiser den Titel „Dominus ac Deus noster“ = „unser Herr und Gott“ erhalten. Mit Unerbittlichkeit ließ er gegen die Verweigerer des Kaiseropfers, welches im Streuen von Weihrauchkörnern vor der Kaiserbüste bestand, vorgehen. Angesichts der oben geschilderten Lage der Christen und der Wachsamkeit der Politischen Polizei des Kaisers finden sich in der Johannesapokalypse Tarn- und Schlüsselworte, welche nur den Gläubigen bekannt waren, in großer Zahl. So steht z. B. oft für Rom Babylon, der Drache meint das kaiserliche Imperium, das Tier aus dem Abgrund ist der römische Gottkaiser selbst, das Meer bezeichnet die Völkerwelt, während das Weib, mit der Sonne bekleidet, die christliche Gemeinde darstellt. Die Liste solcher Tarnbilder



Patmos. Der Innenhof des Johannesklosters.

ließe sich weit verlängern. Eine gewisse Unbeständigkeit in der Bedeutung der Bilder erschwert indessen ihre eindeutige Auslegung. Sie sind – wohl absichtlich – bedeutungssoffen. Bestimmte Symbole gehen ineinander über. Die manchmal groteske, teilweise unsere Imagination überfordernde Bilderwelt verwischt die Grenze zwischen Erlebnisechtheit und stilistischem Manierismus. Zahlensymbolik durchzieht die ganze Schrift und macht sie noch geheimnisvoller. So bedeutet z. B. die Zahl zwei den Menschen, drei ist die Zahl Gottes, vier die der Welt, sieben und zwölf stehen für die Gesamtheit, auch für göttliche Vollkommenheit. Bekanntlich ist die Zahl der hundertvierundvierzig (12 mal 12!) tausend Versiegelten aus Kp. 7 zu einem dogmatischen Kernstück einer heute lebendigen Glaubensbewegung im christlichen Raum geworden. Anspielungen, von der damaligen, in Leiden und Verfolgung stehenden Gemeinde verstanden, finden sich in der Apokalypse durchgängig. Von Leitmotiven nie verblässerender Einprägbarkeit seien hier nur drei herausgehoben, die sich steigern zu triumphalem Posaunenton. Mit alles überwindender Kraft werden sie den Gliedern der Gemeinde ins Herz geschrieben: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“ (2,10) – „Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon, die große“ (18,2) – „Nun ist das Heil und die Kraft und das Reich unseres Gottes geworden und die Macht seines Christus“ (12,10).

Wer ist der Verkünder solch geheimnisvoller Botschaft? Der Verfasser führt sich selbst ein mit dem Namen Johannes (1,1; 4,9; 22,8). Wegen seines Bekenntnisses zu Christus ist er auf die Insel Patmos verbannt (1,9). Als erster erwähnt Bischof Papias von Hierapolis in Phrygien, der zwischen 120 und 130 n. Chr. starb, die Schrift. Justinus, etwa ums Jahr 165 n. Chr. in Rom Märtyrer geworden, hält Johannes, Sohn des Zebedäus und Bruder des Jakobus, für den Verfasser (Dial. 81,4). Diese Ansicht ist in der Folge die herrschende geblieben, bis um die Mitte des 3. Jahrhunderts Gaios und die sogenannten Aloger (die Bezeichnung ist eine Zusammenfassung für die Bestreiter der Echtheit johanneischer Schriften), vor allem aber Bischof Dionysios von Alexandria (gest. 264 oder 265) und ihm nach weite Kreise der östlichen Kirche als Gegner der Johannes-Tradition auftreten. Im Westen aber hält man stets an der sogenannten ephesinischen Tradition fest, welche die Verfasser-schaft der Apokalypse durch den Apostel Johannes in sich schließt. Nach dieser altkirchlichen Überlieferung hat der Lieblingsjünger Jesu, der nach dem Bericht des vierten Evangeliums

mit Jesus Mutter dessen Kreuzestod miterlebte (Ev. Joh. 19,26–27), in Ausführung des letzten Willens seines Herrn Maria zu sich genommen und mit ihr in Ephesus im Kreis der christlichen Urgemeinde gelebt, bis er unter Kaiser Domitian gegen Ende von dessen Regierungszeit, etwa um 95 n. Chr., als „praktizierender Christ“, wie wir heute sagen würden, auf die Insel Patmos verbannt wurde. Die hier empfangene Offenbarung habe er entweder selbst niedergeschrieben oder einem Gehilfen namens Prochoros diktiert. Dieser Prochoros war einer der sieben Diakone der Urgemeinde zu Jerusalem (Acta 6,5), nach späterer Überlieferung einer des auf siebenzig erweiterten Jüngerkreises (Lc. 10,1,17), Sekretär des Apostels Johannes, dann Bischof von Nikomedia in Bithynien. In Antiochien soll er das Martyrium erlitten haben. Der Apostel Johannes aber soll nach der Ermordung Kaiser Domitians im September 96 n. Chr. nach Ephesus zurückgekehrt und dort unter Kaiser Trajan 98–117 n. Chr.) hochbetagt eines friedlichen Todes gestorben sein.



Patmos. Fresken im Narthex der Klosterkirche des Johannesklosters.

So weit die altkirchliche ephesinische Tradition. Hier setzt die Problematik ein: Ist die Johannesapokalypse ums Jahr 95 n. Chr. abgefaßt, so müßte der Apostel Johannes als ihr Verfasser bereits hoch in den Achtzigern gewesen sein. Bei der Kreuzigung Jesu, die mit hoher Wahrscheinlichkeit ins Jahr 30 fällt, müßte der Lieblingsjünger doch immerhin mindestens um die zwanzig gewesen sein. Es ist nicht unbedingt auszuschließen, daß er in hohem Alter noch über die geistige Beweglichkeit verfügte, welche die Voraussetzung wäre zur Komposition dieses Werkes wie zur schriftlichen Fixierung der darin enthaltenen audiovisuellen Erlebnisse. Die Geistesgeschichte wie die der Kunst kennen Einzelbeispiele solcher Altersleistung.

Schwerer wiegen die Bedenken, ob der Verfasser der Apokalypse identisch sein kann mit dem der übrigen sogenannten johanneischen Schriften, dem vierten Evangelium und den drei Johannesbriefen des Neuen Testaments. Unverkennbar sind die Unterschiede nach Inhalt, Gedankenwelt, Wortwahl und Stil zwischen dem nach Johannes benannten Evangelium und den unter seinem Namen laufenden Briefen auf der einen und der Apokalypse auf der anderen Seite, worauf der obengenannte Dionysios von Alexandria bereits um die Mitte des 3. Jahrhunderts hingewiesen hat. Freilich kann man auch in der Apokalypse „johanneische Kennzeichen“ entdecken, so z. B. in ihrem Prosarhythmus, in ihren variierten Wiederholungen oder in der Bezeichnung Christi als Lamm (5,6,12 u. ö.), oder als Wort Gottes (19,13). Im Johannesevangelium wird dieselbe Stelle aus Sacharja (12,10) zitiert wie in der Apokalypse (Ev. Joh. 19,37–Apoc. Joh. 1,7). Die Begriffe „Leben“ und „Zeugnis“ haben im Johannesevangelium und in den Briefen das gleiche Gewicht wie in der Apokalypse. Andererseits ist deren Bildersprache ersteren durchaus fremd. Auch im Geschichtsbild und in der Theologie sind die beiden Gruppen kaum vereinbar. Dem Seher der Apokalypse kommt es viel weniger auf den historischen Jesu als auf den eschatologischen Messias an (Vgl. im Gegensatz dazu etwa I. Joh. 1,1 u.3!). Käme aber für die Apokalypse ein anderer Verfasser als der oder die Urheber der johanneischen Schriften in Betracht, wer könnte dies sein? Zu Ephesus kannte man in frühchristlicher Zeit zwei Johannesgräber. Zwei Gräber aber setzen zwei Personen mit diesem Namen voraus. Schon der bereits genannte Papias unterschied zwischen dem Apostel und einem „Presbyter“ gleichen Namens, der in Ephesus etwa ums Jahr 100 n. Chr. gewirkt haben soll (Papias bei Euseb, Hist. eccles III, 39,4). Presbyter sind im Urchristentum Gemeindeälteste und Kultvorsteher, ur-



Patmos. Glocken des Johannesklosters.

sprünglich in ähnlicher Funktion wie Bischöfe. In den vierziger Jahren als Kollegium in der Urgemeinde zu Jerusalem genannt (Acta 11,30; 15,2,6, 22–23; vgl. Acta 14,23; I. Tim. 4,14; I. Petr. 5,1,5; Jac. 5,14), sind sie bereits ums Jahr 100 hinter die Bischöfe zurückgetreten. Es handelt sich um Männer der zweiten Generation, Schüler der Apostel. Daß Kaiser Justinian I. (525–567) über dem vermeintlichen ephesinischen Apostelgrab anstelle eines einfachen Kirchleins eine Kuppelbasilika errichten ließ, spricht zwar für die lange Lebenskraft der ephesinischen Aposteltradition, reicht aber zu historischer Beweiskraft nicht aus. Der Verfasser der sogenannten Pastoralbriefe (I. u. II. Timotheus, Titusbrief) sowie Ignatius, der zweite Bischof von Antiochia, der unter Trajan, somit frühestens im Jahr 98, in der Arena zu Rom den Märtyrertod erlitt, kennen für die Christengemeinde in Ephesus nur Paulus als apostolische Autorität. Vom Apostel Johannes ist dort um die Jahrhundertwende mit keinem Wort die Rede (Vgl. Ignatius ad Eph. 12,2). Vielleicht ist der Zebedaide Johannes frühzeitig von jüdischer Hand umgebracht worden wie sein Bruder Jakobus, der nach Acta 12,2 unter König Herodes Agrippa I., dem Enkel Herodes' des Großen, mit dem Schwert hingerichtet wurde. Dabei tut sich eine weitere Schwierigkeit auf: Herodes Agrippa I. regierte in den Jahren 41–44. Auf dem Apostelkonvent zu Jerusalem (Gal. 2,9), der zwischen 44 und 46 anzusetzen ist, sind die beiden Brüder Jakobus und Johannes noch bezeugt. Warum haben wir für ein Martyrium des Johannes keine verlässliche Spur, wenn sich an ihm das Wort Jesu aus dem ältesten, dem Markusevangelium (Mc 10,39), erfüllt hat? Dort kündigt Jesus den beiden Brüdern Jakobus und Johannes den Märtyrertod in seiner Nachfolge in klaren Worten an.

Der Seher der Apokalypse beansprucht an keiner Stelle der ganzen Schrift, zum Apostelkreis zu gehören. Seine Autorität sieht er ausschließlich in dem Auftrag von Christus: "...und was du siehst (gemeint sind die Visionen)," das schreibe in ein Buch und sende es zu den Gemeinden in Asien!" (1,11). Wenn er sich selbst mehrfach mit dem Namen Johannes nennt (1,1,4,9; 21,2), so ist bereits oben dargelegt, daß fast alle Apokalypsen unter einem angenommenen, bei den Gläubigen allbekannten Namen verfaßt sind. Das trifft zu vom Danielbuch des Alten Testaments bis zur Petrusapokalypse, die nicht in den Kanon gelangt ist. Ob nun der Apostel Johannes, ob der Presbyter aus Ephesus, ein Apostelschüler dieses Namens, oder ein uns sonst nicht bekannter Johannes die Apokalypse verfaßt hat, ob dieser Name dabei nur pseudepigraphisch verwendet worden ist, läßt

sich nach den uns heute zur Verfügung stehenden Mitteln mit letzter Sicherheit nicht ausmachen. Es könnte sogar sein, daß das ganze Buch gar nicht auf einmal entstanden ist, sondern in Teilen die nderonische Zeit (54–68 n. Chr.) zum Hintergrund hat und unter Vespasian (69–79 n. Chr.) aufgezeichnet ist. Das Ganze wäre dann in der letzten Zeit Domitians, um 95 n. Chr. zu seiner endgültigen Gestalt gelangt. Nach Abwägung der erreichbaren Zeugnisse kommt man zu dieser Abfassungszeit. Als verlässlichste Quelle kennen wir dafür Irenäus (adv. haeres. I, 30,3), der ums Jahr 178 n. Chr. Bischof von Lyon geworden ist.

Das Geheimnis von Patmos – wird es jemals ganz enthüllt werden? Was hatte nur auch Martin Luther seine Not mit dem geheimnisvollen Buch, wenn er bekennt: „...daß ich es weder für apostolisch noch für prophetisch halte zuerst und allermeist, weil die Apostel nicht mit Gesichtern umgehen, sondern mit klaren und dürren Worten sprechen...“ „Mein Geist kann sich in dieses Buch nicht schicken.“ Was haben *wir* für Mühe, beim Besuch der Grotte auf halbem Weg zum Johanneskloster auf Patmos uns dem Geheimnis hinzugeben, das sich hier offenbarte! Touristengewimmel und Wallfahrtsgedränge – so viel müßte sich da ändern! Wie viel von Gegenständen frommer Devotion, durch die Jahrhunderte hin in der Höhle aufgehäuft, müßte verschwinden, bis wir, umschlossen nur von den purpurnen Wänden schweigenden Porphyrgesteins mit dem inneren Ohr etwas von dem zu vernehmen vermöchten, „was der Geist den Gemeinden sagt“ (3,22). So bleibt uns jedesmal, wenn wir auf großer Fahrt für ein paar stille Augenblicke eintreten in die von geweihten Kerzen rußgeschwärzte Grotte etwas von dem, was Friedrich Hölderlin über 1700 Jahre nach dem Seher der Apokalypse zum Beginn seiner späten Hymne mit dem Titel „Patmos“ niederschrieb:

„Nah ist  
und schwer zu fassen der Gott.“



Blick vom Dach des Johannesklosters über das Meer der Ägäis.

## INSEL UND STADT KOS

Nachdruck aus dem Logbuch Griechenland des Karawane-Verlags



Die Insel Kos, 282 km<sup>2</sup> groß, 43 km lang und bis zu 11 km breit, ist mit etwa 18 000 Einwohnern – davon die Hälfte in der Stadt selbst – die zweitgrößte unter den Inseln jener Gruppe um die Südwestecke von Kleinasien, welche seit dem frühen 20. Jh. Dodekanes genannt wird und sich von 1912 – 1945 in italienischem Besitz befand. Die Insel erstreckt sich ziemlich genau in Ost-West-Richtung mit einer gebirgigen Halbinsel im Südwesten. Am Südrand zum offenen Meer hin zieht sich ein bis zu 846 m ansteigender Gebirgszug entlang. Die Siedlungen, auch die antiken, verteilen sich vorwiegend über den nördlichen fruchtbaren Flachlandstreifen. Hier liegt auch im Nordosten in einer flachen Bucht die Hauptstadt Kos, genau gegenüber der äußersten Südwestspitze von Kleinasien, hinter der sich Budrum, das antike Halikarnass verbirgt.

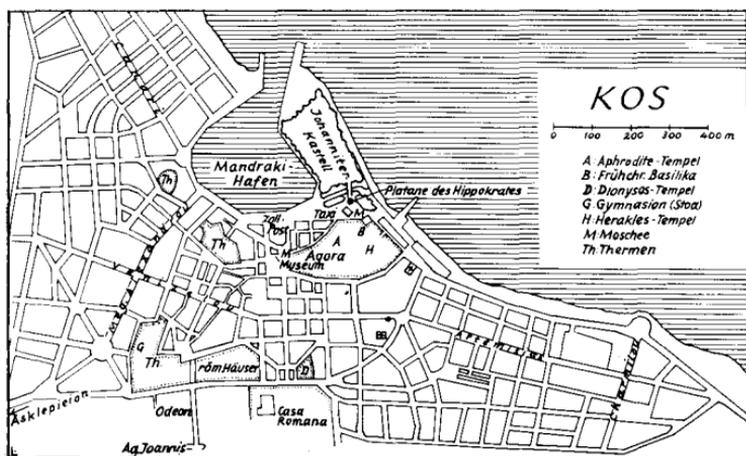
In seiner Geschichte folgt Kos der größten der Dodekanes-Inseln, Rhodes. Die ältesten Kulturspuren sind Gräber der mykenisch-griechischen Epoche – Homer erwähnt Kos in seinem Schiffskatalog. Zum Teil über den mykenischen Gräbern hat man dorische Häuser entdeckt. Die Sage berichtet von dem Herakliden Thessalos als dem Stammvater dieser Siedler, die

sich seit etwa 1000 v. Chr. auch auf Rhodos und in Halikarnass und Knidos auf dem kleinasiatischen Festland nachweisen lassen und sich später zu einer dorischen Hexapolis zusammenschlossen. Später geriet Kos unter jonischen, persischen und schließlich vor 480 v. Chr. karischen Einfluß. In den Perserkriegen befreit, gehörte Kos 477 v. Chr. dem attischen Seebund an und führte 448 v. Chr. das attische Münzwesen ein. In der Abwehr gegen Maussolos von Karien verbanden sich die Koer zu einem Einheitsstaat und machten den Hafentort Kos zum städtischen Mittelpunkt.

In den Auseinandersetzungen der Diadochen, der Nachfolger Alexanders des Großen, wurde Kos ptolemäischer Stützpunkt gegen Rhodos, das als Handelszentrum mit Alexandria konkurrierte. Ptolemäos II. Philadelphos, 308 v. Chr. auf Kos geboren, förderte Stadt und Insel durch aufwendige Bauten. Das wichtigste Inselheiligtum, das Asklepieion, die damit verbundene Ärzteschule und Seidenindustrie – transparente koische Gewebe – ließen eine breite wohlhabende Bürgerschicht entstehen. Alexandrinische Dichter verherrlichten die Insel und das Heiligtum. Auch die Römer förderten Kos, wenn auch die Latifundienwirtschaft zur Verödung der kleineren Gemeinden führte. Aus frühchristlicher Zeit, d. h. dem 5. und 6. Jh., sind einige Kirchenreste und Befestigungen erschlossen worden. Dann wird es still um Kos, bis die Insel 1309 an den Johanniterorden gelangte, dessen Hauptsitz sich in Rhodos befand. Um 1400 wurde die Stadt Kos befestigt, seit 1457 das Kastell auf der Halbinsel beim Mandrakihafen ausgebaut, welches nach Angriffen Sultan Mehmeds II. 1493–1514 mit mächtigen geböschten Mauern und Bastionen modernisiert und dem Artilleriekrieg angepaßt wurde. Trotzdem nahmen die Türken 1523 Kos in Besitz und blieben Herren über die Insel bis 1912.

### *Die Stadt Kos*

Wenn man nicht dem modernen Tourismus folgt, der die Insel gerade entdeckt hat, und nach einem Flug über die Inselwelt der Ägäis etwa 20 km östlich der Hauptstadt auf dem Inselflugplatz niedergeht, landet man auch heute noch im alten Hafen, der mit manchen anderen den griechischen Namen Mandraki, d. h. Pferch, gemeinsam hat. Zur Linken schützt die Hafeneinfahrt das mächtige Johanniterkastell, ein langgestrecktes Rechteck aus geböschten Mauern und Bastionstürmen, 1493–1514 um das ältere Kernkastell des 15. Jh. gelegt. In den Mauern sind



zahlreiche Spolien, wie Säulen, Trommeln und Schäfte, Kapitelle usw. der antiken Stadt verbaut, die sich auch über die heute vom Kastell eingenommene Landzunge erstreckte. Vor der Südseite, der Eingangsseite des Kastells, befindet sich, etwas mühsam durch Stützen wie auf Krücken gehalten, die sogenannte Platane des Hippokrates, daneben auf antiken Säulen der Reinigungsbrunnen der benachbarten Deferdarmoschee, ein zweigeschossiges, spätosmanisches, recht interessantes, aber arg verkommenes Bauwerk.

Südlich davon liegt das ziemlich unübersichtliche Gelände der antiken Agora. Mit einiger Mühe erkennt man die Reste der Hafenağora des 4. Jh. v. Chr., die außerhalb der Stadtmauer lag. In Fundamenten und durch Inschriften lassen sich Tempel der Aphrodite Pandemos, des Herakles und des Dionysos nachweisen. Im 3. Jh. v. Chr. durchbrach man die Stadtmauer südwestlich der Hafenağora zur Anlage einer neuen Staatsagora, von der Reste einer Säulenhalle bei der Konstantinskapelle wiederaufgebaut worden sind. Den Südteil dieser Staatsagora durchschneidet der Mauerring des Mittelalters. Er umschloß eine Stadt, die bedeutend kleiner war als das spätantike Kos, dessen Ummauerung noch nicht aufgedeckt wurde.

In der Nähe des Mandrakihafens gibt es noch einige Reste von antiken Thermenanlagen. Am bedeutendsten sind aber die Ausgrabungen auf der Südseite der heutigen Stadt. Hier stehen noch die Ruinen einer größeren Thermenanlage, in welche nach Erhöhung des Fußbodens eine frühchristliche Kirche mit Baptisterium eingebaut worden ist. An dieser Thermenanlage führt eine antike Straße entlang, deren Pflaster noch gut er-

halten ist, und die die alte Südwest-Hauptachse der römischen Stadt kreuzt. Von dieser Achse läßt sich ein beträchtliches Stück am Südrand der heutigen Stadt verfolgen, begleitet von Häuserresten, in denen noch Mosaiken und Spuren von Wandmalerei sichtbar geblieben sind. Am Ostende dieses Ausgrabungsgeländes liegt auf der anderen Seite der modernen Umgehungsstraße das sogenannte römische Haus, wie die offiziellen Bauten im Stadtkern ein Zeugnis der italienischen Epoche. Zum Glück hat dieses über Mosaik-, Mauer- und Säulenresten wiederaufgebaute römische Haus bereits etwas Patina angesetzt. Jenseits dieser Umgehungsstraße, aber weiter nach Westen, stehen umfangreichere Mauern eines Odeions. Ein kleiner Weg führt zur frühbyzantinischen Johanneskirche, einem kleinen Kuppelbau inmitten eines Friedhofes. Weiter abseits und nicht leicht zu erreichen, stehen in einem Talkessel, fast von der üppigen Vegetation verdeckt, noch einige Mauerbrocken des römischen Theaters.

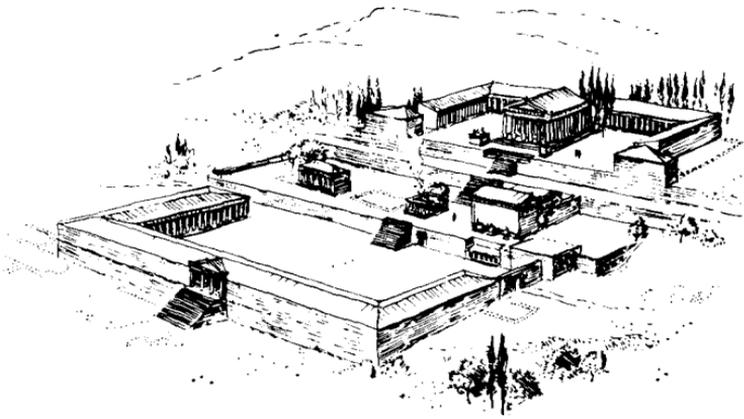
Das Museum in der Mitte der Stadt enthält eine kleine, aber durchaus sehenswerte Sammlung spätantiker, vorwiegend römischer Skulpturen, darunter eine Statue des Hippokrates noch aus dem späten 4. Jh. v. Chr.

*Ein Ephebe von der Insel Kos.*

*Ein Jüngling spielte dort mit einem Ball,  
Er zählte wohl sechzehn, siebzehn Lenze nur, von Kos gebürtig:  
Götter bringt das Land hervor, so scheint's!  
Als er die Blicke wandt' zu uns, die wir herum  
Dort saßen, und als er fing den Ball und wieder warf,  
Da riefen wir allzumal: „wie schön doch dieser Schwung  
Der Glieder, welche Haltung, welch ein Ebenmaß!“  
In seinem Tun und Reden schien er uns fürwahr  
Ein Schönheitswunder, Freunde! Niemals zuvor  
Vernahm ich oder sah ich solch ein Anmutspiel.  
Ein Unheil hätte ich mir zugezogen, wenn ich dort  
Noch länger wär geblieben, jetzt noch tut's mir weh.*

*Damoxenos, Dichter der jüngeren Komödie, um 300 v. Chr.  
aus G. v. Reuters, Hellas.*

## DAS ASKLEPIEION AUF KOS



Weder die Statue des Hippokrates im Museum von Kos, noch gar die Platane, unter der er gelehrt haben soll, reichen bis in die Zeit dieses großen Arztes zurück, über dessen Wirken wir durch die schriftliche Überlieferung, vor allem durch den Corpus Hippocraticum recht gut unterrichtet sind. Wissen wir auch nicht, wie weit dieser Corpus auf Hippokrates selbst zurückgeht, so darf man doch annehmen, daß von ihm, und damit von der Insel Kos, die wichtigste ärztliche Schule des Altertums ihren Ausgang nahm, welche auch bereits mit wissenschaftlichen Methoden zu arbeiten versuchte, im Gegensatz etwa zu den uns aus Epidauros überlieferten mehr wundergläubigen Methoden. Heute noch verpflichten sich die Ärzte mit dem alten Eid des Hippokrates.

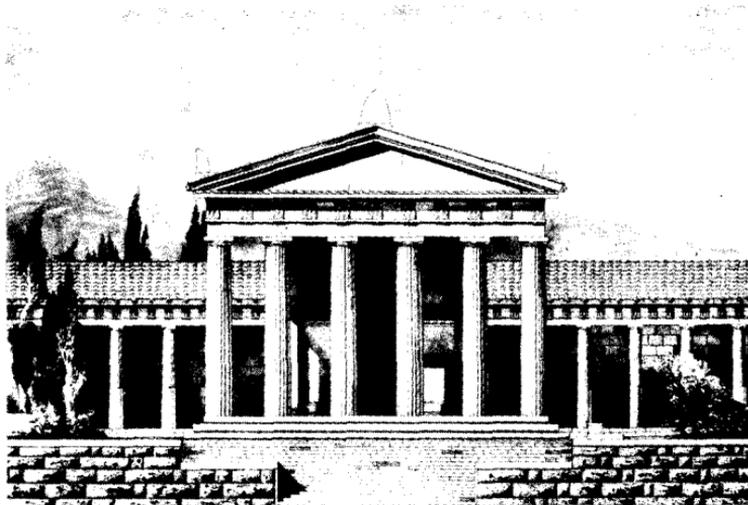
Hippokrates wurde um 460 v. Chr., d. h. rund 100 Jahre vor der Gründung der Neustadt Kos geboren und starb 377 v. Chr. Auch im Asklepieion von Kos, dem berühmten Hauptheiligtum der Insel, südlich der Hauptstadt etwa 4 km landeinwärts gelegen, in dem man so gerne die Wirkungsstätte des großen Arztes sehen möchte, reicht nichts mehr, auch nicht etwa unter dem heutigen Bestand, in seine Wirkungszeit zurück. Die Wirkungsstätte des Hippokrates ist noch nicht gefunden.

Über die Entstehung und Entwicklung des Asklepioskultes gibt es noch manche Unklarheiten. Als die Heimat dieses Heroen des 2. Jahrtausends v. Chr. gilt Thessalien. Mit dem Ahnenkult mag die Schlange zu erklären sein, die gerade auch auf den Münzen der Insel Kos vorkommt, galten doch Schlangen als Erscheinungsform der Toten. Später wird Asklepios zum Gott

und Sohn des Apoll. Verschiedentlich läßt sich nachweisen, daß ein ursprünglicher Apollokult auf ihn übertragen wird, so in Epidauros und möglicherweise auch auf Kos. Jedenfalls ist der Asklepioskult seit dem 5. und vor allem dem 4. Jh. v. Chr. weit verbreitet. So gibt es außer in Epidauros und Kos auch in Knidos und Pergamon wichtige Zentren, die Kur- und Heilstätten der Antike waren.

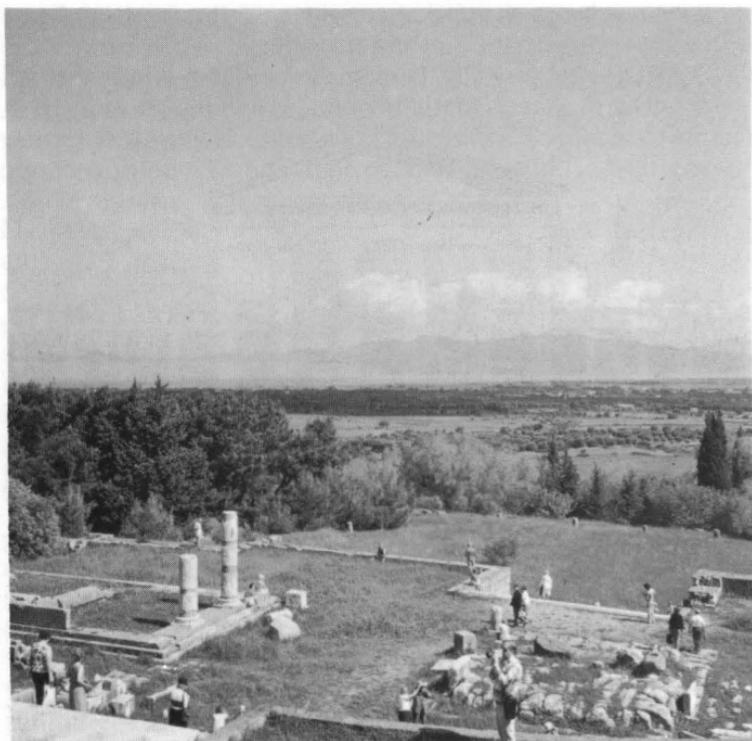
Das Asklepieion von Kos baut sich in drei Ebenen auf: Dem eigentlichen Heiligtum ist eine untere Terrasse, umgeben von Säulenhallen, vorgelagert, an die sich nach Osten umfangreichere Trümmer römischer Thermen anschließen. Quer über diese Terrasse führt der Weg zu einer Treppe, die links von einem Brunnenhaus, rechts von einem kleinen Tempel (Naiskos) eingefasst wird. Diese Bauten gehören dem 3. Jh. v. Chr. an. Etwas älter ist der Tempel B auf der mittleren Terrasse, ein jonischer Antentempel aus dem späten 4. Jh. v. Chr., rechts der Wegachse gelegen, mit der Vorhalle dieser und dem Altar zugewandt, dessen in späthellenistischer Zeit marmorumkleideter Bau ebenfalls noch dem 4. Jh. v. Chr. angehört, als Bautypus ein Vorgänger des Zeusaltars von Pergamon. Dieser Altar hatte einen Säulenaufbau, zwischen den Säulen standen Statuen, angefertigt von den Söhnen des berühmten Praxiteles. Leider wurden von diesen Werken nur kleinere Bruchstücke gefunden. Hinter diesem Altar, d. h. östlich davon, wurde in der 2. Hälfte des 2. Jh. n. Chr., ein kleiner Tempel C korinthischer Ordnung errichtet. Von seiner Peristasis stehen noch einige Säulen aufrecht, während vom älteren Tempel B nur 2 Schäfte wieder aufgerichtet sind. In der Nähe des Tempels C befindet sich eine langgestreckte Halle, eine Lesche, sowie eine Exedra, beide um 300 v. Chr., wie auch der Bau D südlich des Tempels B, der wohl im 3. Jh. n. Chr. für den Kaiserkult hergerichtet wurde. Der Weg über die 2. Terrasse führt durch den Zwischenraum zwischen Tempel B und dem Altar zu einer weiteren von einem Absatz unterbrochenen Treppenanlage, welche den Zugang zur obersten Terrasse bildet. Die oberste Terrasse ist eine planmäßige Anlage des 2. Jh. v. Chr. (160?). Ein dorischer Tempel mit 6 x 11 Säulen aus Marmor steht frei in der Achse der Terrassenfläche, welche symmetrisch Säulenhallen umziehen.

Insgesamt stellt die Anlage ein interessantes Beispiel für die Entwicklung der hellenistischen Architektur dar. Das älteste, in seinen Bauteilen noch freizügig zusammengeordnete Heiligtum des späten 4. Jh. v. Chr. auf der mittleren Terrasse erhält im 3. Jh. v. Chr. den unteren noch nicht streng achsial angeordneten Vorhof, dem im 2. Jh. v. Chr. die obere Terrasse in



Kos, Tempel A und Hallen der oberen Terrasse. Aus: „Kos“, Ergebnisse der deutschen Ausgrabungen und Forschungen, herausgegeben von Rudolf Herzog. Band 1, Asklepieion, Baubeschreibung und Baugeschichte von Paul Schazmann.

monumentaler achsialer Bindung folgt. Eine ähnliche Entwicklung läßt sich etwa gleichzeitig beim Athena-Heiligtum auf der Akropolis von Lindos auf Rhodos feststellen. Aus der freiwilligen Zusammenordnung der Klassik vollzieht sich der Übergang zur achsialen Bindung des späten Hellenismus und der späten Antike überhaupt. Das Asklepieion auf Kos wurde 1902 durch den deutschen Archäologen R. Herzog entdeckt und in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts freigelegt. Ergänzende italienische Grabungen konzentrierten sich auf die römischen Anlagen am Rande des Heiligtums sowie auf die Wasserzufuhr, die aus mehreren Quellen erfolgte. Auch hier scheint – wie in Pergamon – das Wasser eine Rolle im Heilungsprozeß gespielt zu haben. Die Hallenbauten dienten wie in Pergamon und Epidauros dem Heilschlaf der Kranken.



Kos, Asklepieion. Blick von der dritten Terrasse auf die mittlere Terrasse mit Tempel B und dem Altar. Im Hintergrund über der Meerenge erkennt man die türkische Küste.

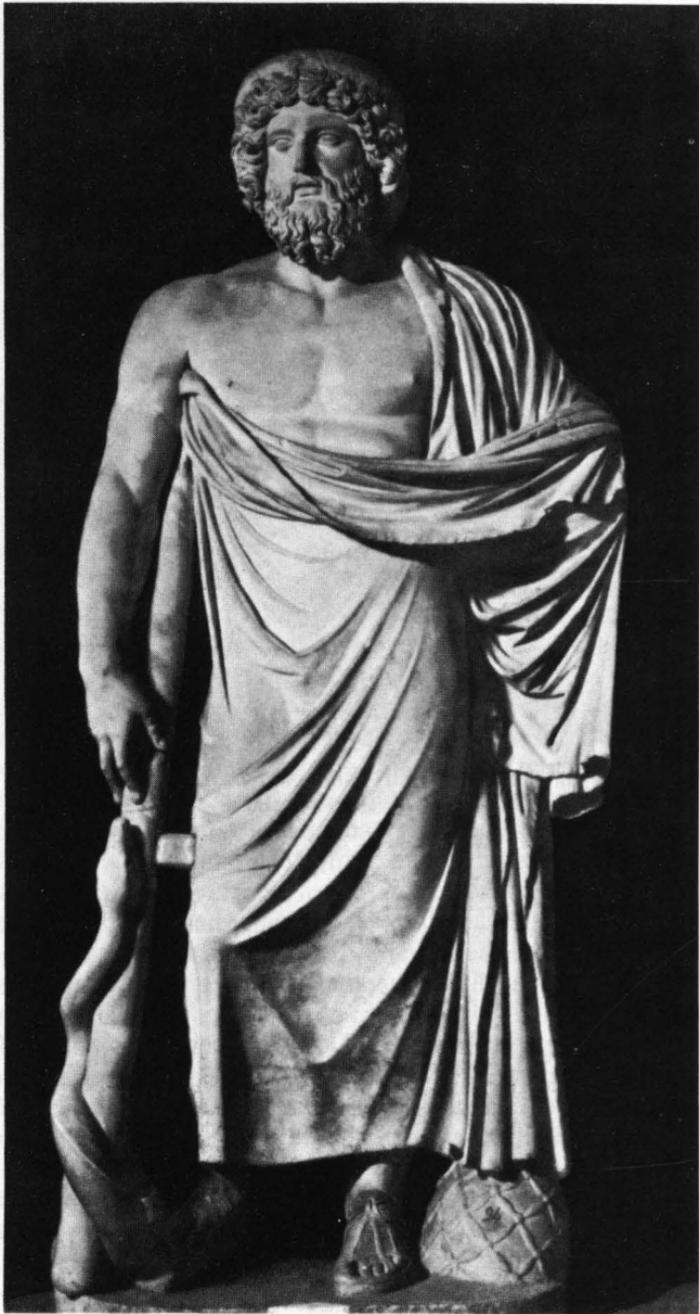
## **ASKLEPIOS UND HIPPOKRATES**

Vom Geist der klassischen griechischen Medizin

Im Museum der so zur Erholung einladenden, blühenden Insel Kos steht das Standbild ihres berühmtesten Sohnes, des Arztes Hippokrates. Es stellt einen würdevollen, älteren, bärtigen Mann dar, nicht unähnlich gleichzeitigen hellenistischen Statuen des Heilgottes Asklepios. Trotz aller Unterschiede der Bedeutung als Mensch und Gott kommen sie sich sehr nahe. Bei Asklepios ist die Verwandtschaft zu Zeus unverkennbar und nimmt den späteren Aufstieg des Gottes zum Zeus-Soter vorweg. Doch Erhabenheit und Größe sieht sich in Güte und Seele umgewandelt. Auch von Hippokrates ist es ein Idealbild. Von dem größten Arzt seiner Zeit, ja der ganzen Antike, kennen wir ein überliefertes Bild nur aus seinen Worten: „Der Arzt sei Helfer aus Liebe zum Menschen und zur Wahrheit, er sei in seinem Auftreten klug und besonnen, im Wandel tadellos, seine Kleidung unauffällig, sein Gesichtsausdruck nachdenklich, freundlich und gütig.“ Ein Arztbild also, das bis auf unsere Tage Leitbild abendländisch humanen Denkens geblieben ist.

Zum koischen Heiligtum des Gottes, dem Asklepieion, gehörte die bedeutendste Ärzteschule der alten Griechen, ganz aus dem Geist der jonischen Naturphilosophie geboren, die exakte Naturbeobachtung verlangte und Magie und Mythos als Aberglauben verbannt hatte. Dennoch aber stand diese Ärzteschule unter dem Schutze des Gottes, an dessen Tempel wohl die gleiche Inschrift hätte stehen können wie in Epidauros: „Rein sei jeder, der tritt in den weihrauchduftenden Tempel. Rein aber heißt, wer im Sinne heilige Gedanken nur hegt.“ Es darf eben nicht so geschlossen werden, daß der, der das Magische aus der Heilkunst verbannt, das Walten des Gottes etwa im Sinne einer rein materialistischen Weltanschauung ablehnen muß. Der Gott aber, den man anrief und der den Arzt zum Amte berufen hatte, wie Galen von sich noch bekannte, hatte sich längst von einem Naturdämon zum Vorbild des gütigen, ethisch hochstehenden, weisen und erfahrenen alten Arztes entwickelt.

Als Heimat des Asklepios gilt Trikke in Thessalien, wo er einstens als Fürst und berühmter Arzt der Heldenzeit regiert haben soll, ein Heros auch in Homers Ilias, der nach seinem Tode bei starken Quellen als Heilheros verehrt wurde. Die Schlange war sein Symbol, seinen Wanderstab umwindend wurde sie später über ihn zum Zeichen des Ärztestandes. Nach uraltem Glauben konnten die To-

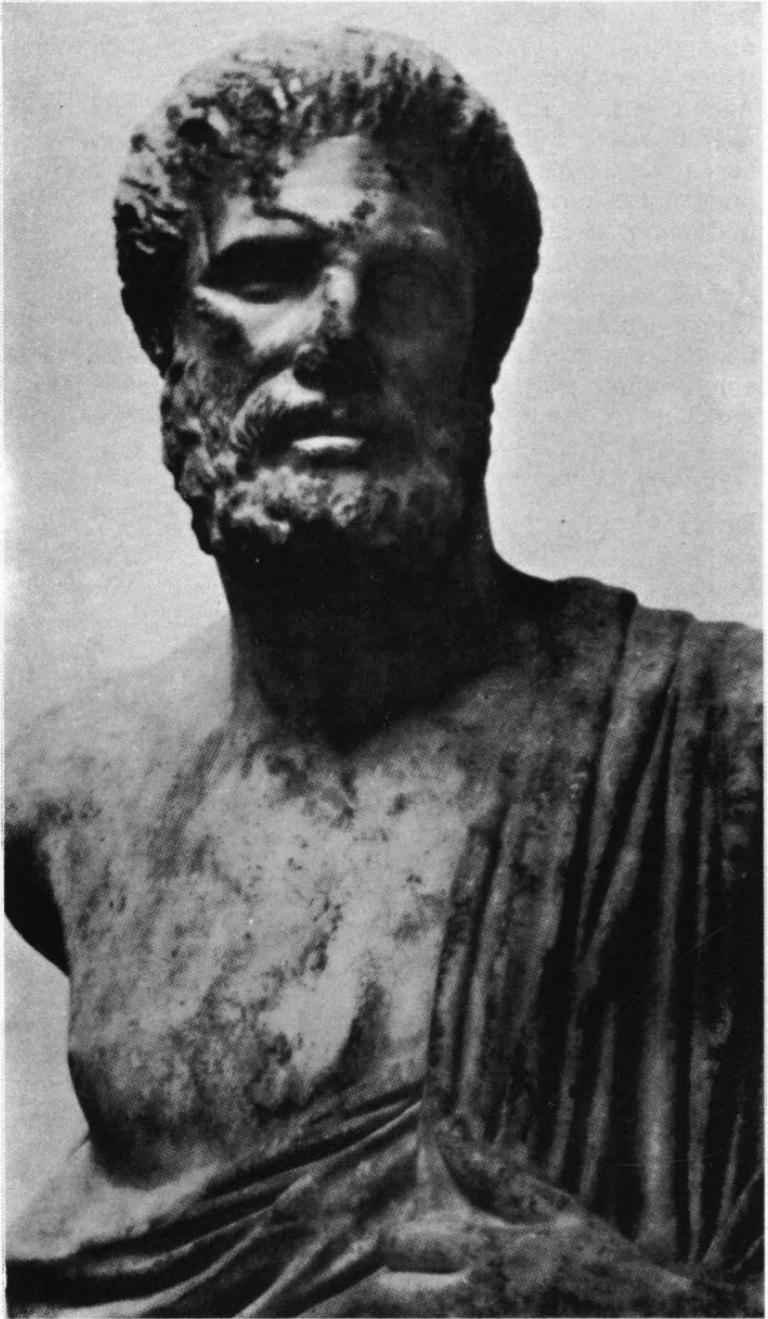


Der Heilgott Asklepios, dargestellt mit dem üblichen Symbol, der den Wanderstab umwindenden Schlange.

ten als Schlange am Grabe erscheinen. In alten Märcen findet man sie außerdem noch als Kennerin heilkräftiger Kräuter. Ein späterer, nachhomerischer Mythos versetzt Asklepios als Sohn des Apollo in den Olymp, dem er seinem Wesen nach nicht mehr so recht angehören will. Große Ausstrahlung gewinnt der Gott erst in der nachklassischen Zeit, vor allem von Epidauros her. Im 4. Jahrhundert begannen die großen olympischen Götter zu verblasen und damit auch das Bild des Apollo als Heilgott. Man fand wachsend Ungenügen an dem olympischen Götterkosmos. Aufklärung, die Welt geistig zu durchdringen, und mystische Orphik, die Seele zu erlösen, machten sich breit. Asklepios kam beidem entgegen. Er wurde ganz der Gott, an den man sich mit einen eigenen Nöten und Sorgen wenden konnte. Er heilte durch die Begegnung im Traum.

\* \* \*

Der sich dem Gott Nahende opferte einen Hahn, wie es Sokrates vor seinem Tode tat, oder auch einen Widder, auf dessen Fell der Kranke sich in der Trauhalle zum Schlaf niederlegte. Wir wissen aus Epidauros, das immer nur Kultort und zugleich etwas Kurort blieb, aber keine Ärzteschule kannte, daß der Traum, die Begegnung mit dem heilenden Gott, durch Fasten oder Diät – mit bestimmten Kräutern – durch körperliche Auflockerung mit gymnastischen Übungen zu seelischer Umstimmung vorbereitet wurde. Wir können uns daher vorstellen, wie sich die Priester des Gottes auf Seelenführung verstanden haben. Asklepios erschien im Schlafe in Schlangengestalt, vollzog die Heilung oder gab den Weg dazu an. Die Deutung der Verordnung war dem Priester überlassen. Aber eben viel darüber wissen wir wiederum auch nicht. Die an der Naturphilosophie geschulten Ärzte gaben sich mit dieser Form der Heilmöglichkeiten nicht zufrieden und haben auch heftige Kritik an Mißständen geübt, wie aus den sogenannten Schriften des Hippokrates zu ersehen ist, worauf auch noch eingegangen werden soll. Aber sie behielten ihre Beziehung zu Asklepios seit der Frühzeit bei. Wir wissen, daß sich von der Frühzeit her der ärztliche Beruf in der freien Praxis vom Vater auf den Sohn vererbte, und daß die Ärztfamilien untereinander verwandt waren oder sich verwandt fühlten. Sie leiteten ihren Stammbaum von Asklepios ab und nannten sich folgerichtig auch Asklepiaden. Man fand sich zu religiösen Opfern und Familienfesten zusammen. Durch Eindringen außenstehender Heilkundiger wurde mit der Zeit der familiäre Charakter abgestreift. Es wurde eine Zunft daraus, die sich zu bestimmten Satzungen bekannte. Hatte ursprünglich der Vater den jungen Schüler in privater Form unterrichtet, so entstan-



Der Arzt Hippokrates.

den jetzt, nach dem sich die Asklepiaden über die ganze griechische Welt ausgebreitet hatten, Ärzteschulen, in denen der Nachwuchs herangebildet wurde.

Größte Berühmtheit erlangten die Schulen von Rhodos, Kroton, Kyrene, Kos und Knidos. In Kos wurde, so würde man heute sagen, Ganzheitsmedizin gelehrt. In Knidos dachte man mehr in Teilgebieten, dort wurde zum Spezialisten ausgebildet.

In das Geschehen der Natur einzudringen und die Wissenschaft von allem Magischen und Religiösen zu befreien war die große Tat der Griechen. Die jonischen Naturphilosophen aus Milet, Thales, Anaximander und Anaximenes, waren als erste davon überzeugt, daß die Natur mit dem Verstand in ihren Gesetzen zu fassen sein müsse. Sie glaubten, daß alles Leben sich aus einem Urstoff entwickle; sie verglichen ihn mit dem Wasser oder dem Feuchten oder der Luft, nannten ihn aber auch unteilbar und unennbar. Zum gestaltenden Prinzip des Stoffes – oder später der vier Grundelemente Feuer, Wasser, Luft und Erde wurde für Pythagoras aus Samos die Zahl. Denn erst sie brachte für den Griechen die richtige Ordnung in den Stoff, führte zur Harmonie. Der Arzt Alkmaion übertrug die Idee von der Harmonie auf den Körper; er war überzeugt, daß die Gesundheit von der Ausgewogenheit der im Körper wirkenden Kräfte abhängig sei. Wir finden hier erstmals den Versuch, und nicht den schlechtesten, zu erklären, was Gesundheit ist. Der Arzt Diogenes von Apollonia glaubte, in dem anaximenischen Urstoff „Luft“ die Seele zu sehen, und ebnete der Vorstellung vom Pneuma als lebenerhaltendem Prinzip den Weg.

\* \* \*

Aus der Antike ist uns eine Sammlung von 52 Schriften erhalten, die uns einen tiefen Einblick in das Wesen der griechischen Medizin des 5. und 4. Jahrhundert geben, und von den Ärzten hochgehalten wurden: Das sog. „Corpus Hippokratikum“.

Es gilt heute als erwiesen, daß die Schriften von verschiedenen Autoren stammen, also nicht alle dem Hippokrates zuzuschreiben sind. Aber sie sind sicher alle seines Geistes und deswegen zu Recht mit seinem Namen verbunden worden. Hippokrates stammt aus einem alten Asklepiadengeschlecht aus Kos. Er wurde 460 v. Chr. geboren und ist nach glaubhafter Überlieferung 85, wenn nicht gar 90 Jahre alt geworden. Wir haben Zeugnisse seiner Zeitgenossen über ihn und haben auch, ohne daß dies biographisch vermerkt ist, guten Grund anzunehmen, daß Hippokrates große Reisen unternahm. Er war, wie das damals üblich war, ein Wanderarzt. Aus Schriften, die ihm heute zugeschrieben werden, erfahren wir recht Genaueres über das Wesen der Völker Südrußlands und der Libyer aus Nordafrika.

Er war befreundet mit zwei der großen Denker seiner Zeit, dem Sophisten Gorgias und Demokrit, und galt schon 400 v. Chr. in Athen als höchste Autorität und war im hohen Alter der Repräsentant seiner Kunst, das Vorbild des theoretischen und des praktischen Arztes.

Er muß in Thessalien gestorben sein. Sein Grab wurde in Larissa gezeigt.

„Den menschlichen Körper zu kennen und sodann die gesamte Umwelt des Menschen und alle Symptome exakt zu beobachten,“ das vor allem forderte Hippokrates. Er erkannte den Menschen als abhängig vom Klima, vom Boden und den Gewässern, und schätzte Sauberkeit – Hygiene – zur Gesunderhaltung sehr hoch ein. Er unterschied die Menschen nach individuellen Konstitutionen. Der Phlegmatiker und der Choliker sind uns noch heute geläufige Begriffe.

Einzigste Norm im Denken und Handeln des Arztes war für ihn die Natur, d. h. die Allnatur des Kosmos, die im größten wie im kleinsten allen Werdens und Geschehens wirkt.

In der Schrift „Von der Heiligen Krankheit“, in der die Epilepsie vorzüglich genau beschrieben ist, steht einleitend: „Mit der sog. heiligen Krankheit hat es folgende Bewandnis. Sie scheint mir um nichts göttlicher oder heiliger zu sein als die anderen Krankheiten, sondern hat den gleichen Ursprung. Mir scheinen die Menschen, die die Krankheit für heilig erklärt haben, Zauberer und Schwindler zu sein.“ Und er fügte hinzu, daß mit einer entsprechenden Diät eine Heilung zu erzielen sei „ohne Entzündungen und Zauberkünste und allem anderen Schwindel!“

Für Hippokrates war der Mensch ein Glied des Kosmos. Er schöpfte seinen hohen Glauben aus der Einsicht in die Eigengesetzlichkeit des Waltens und Wirkens der Natur, die keinem überirdischen Eingriff unterliegt. Nichts geschieht für ihn ohne die Natur, deren Diener der Arzt zu sein hat.

Im Prognostikon findet sich folgende Stelle:

„Der beste Arzt scheint mir der zu sein, der sich auf Voraussicht versteht, denn wenn er den gegenwärtigen und den ihm vorhergegangenen und den künftigen Stand einer Krankheit schon vorher erkennt und den Kranken vorhersagt und ihnen erklärt, was sie zu unterlassen haben, dann werden sie ihm vertrauen.“

In allen Schriften treten der tiefe sittliche Ernst, die Ehrlichkeit gegen sich selbst hervor. Heilen heißt: das Angemessene tun. Wenn die Natur widerstrebt, ist alles ärztliche Tun umsonst.

Ich erwähnte schon einmal die Satzungen, denen sich einst die Arztfamilien, später die Schulen unterwarfen. Wir kennen alle einen Berufseid der Ärzte von Kos. Er ist ebenfalls unter den Namen

des Hippokrates gestellt. Und wenn er vielleicht auch nur, wie heute vermutet, der Eid einer kleinen besonderen Ärztegruppe war, so steht fest, daß seine Gesinnung mit zu dem Vollendeten gehört, was griechischer Geist und Ethik uns überliefert:

„Ich schwöre bei Apollo, dem Arzt und Asklepios und Hygieia und Panakeia und allen Göttern und Göttinnen, die ich zu Zeugen anrufe, daß ich diesen Eid und diese Niederschrift nach bestem Wissen und Können erfüllen werde.

Von den ärztlichen Heilverfahren nach meinen Fähigkeiten und meiner Einsicht werde ich nur zum Nutzen meiner Kranken, nie aber zum Verderben und Schaden, Gebrauch machen. Ich werde weder jemanden auf sein Verlangen ein tödliches Mittel darreichen, noch einen Rat oder Anleitung dazu erteilen. Ich werde mein Leben und meine Kunst stets gewissenhaft und lauter bewahren. Welches Haus ich auch betrete, ich werde es nur zum Heile der Kranken tun. Was ich aus der Behandlung ersehe oder höre oder außerhalb von ihr im Verkehr mit Menschen erfahre, das nicht an die Öffentlichkeit gehört, darüber werde ich schweigen und solche Dinge als strenges Geheimnis bewahren.“

Diese Verpflichtungen aber sind es vor allen, die auch heute noch für den Arzt Grundlage seines Handelns und für den Patienten Voraussetzungen seines Vertrauens in dieses Handeln sind.

## *Anmerkungen zu Weis, Griechische Inseln*

### *Kurze Bibliographie zu den Dichterzitaten:*

Jürgen *Thimme* (Redaktion), Kunst und Kultur der Kykladeninseln im 3. Jahrtausend v. Chr. – Ausstellungskatalog des Badischen Landesmuseums. Verlag C. F. Müller Karlsruhe 1977<sup>4</sup>

*Archilochos*. Sämtliche Fragmente griechisch und deutsch. Herausgegeben von Max Treu. Tusculum-Bücherei, Heimeran Verlag München 1959

Manfred *Hausmann* (Übersetzer), Das Erwachen. Altgriechische Lyrik. Suhrkamp Verlag Berlin 1948

Hermann *Fränkel*, Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums. New York 1951, München 1962

Horst *Rüdiger* (Herausgeber), Griechische Gedichte. Mit Übertragungen deutscher Dichter. Tusculum-Bücherei, Heimeran Verlag München 1972<sup>4</sup>

*Sappho*. Lieder griechisch und deutsch. Herausgegeben von Max Treu. Tusculum-Bücherei, Heimeran Verlag München 1976<sup>5</sup>

Nikos *Kazantzakis*, Rechenschaft vor El Greco I. Übersetzt von Isidora Rosenthal-Kamarinea. Verlagsbuchhandlung F. A. Herbig München-Berlin 1970<sup>3</sup>, und: Alexis Sorbas. Abenteuer auf Kreta. Aus dem Neugriechischen übertragen von Dr. Alexander Steinmetz. Rowohlt Taschenbuch Hamburg 1955

Stratis *Myrivilis*, Die Madonna mit dem Fischleib. Aus dem Neugriechischen übersetzt von Helmut von den Steinen. Manesse-Bibliothek der Weltliteratur, Manesse Verlag Zürich 1955

Odysseas *Elytis*, To Axion Esti – Gepriesen Sei. Ins Deutsche übertragen von Günter Dietz. Claassen Verlag Hamburg und Düsseldorf 1969

(Die Übertragungen ohne Übersetzernamen stammen vom Verfasser.)

## AUS DEM KREISE UNSERER TEILNEHMER

Auch im Jahre 1978 hatten wir wiederum die Freude, unsere Ehrennadel, „Das Goldene Dromedar“, an treue Reisefreunde verleihen zu können.

Es erhielten nach der 20. Karawane-Studienreise:

Frau Ilse Fohl	Frau Martha Paradeis
Frau Melita Müller	Frau Maria Stöcker

die Sonderanfertigung mit einem kleinen Diamanten.

Es erhielten nach der 10. Karawane-Studienreise:

Herr Dr. Hartwin Beck	Frau Else Kutscher
Frau Dr. Ruth Beck	Frau Gertrud Kutscher
Frau Senta Delmas	Frau Karola Möws
Frau Elfriede Dietz	Frau Helene Muche-Jacubasch
Frau Elfriede Frasch	Frau Ida Muff
Herr Dr. Walter Frasch	Frau Irmgard Ramme
Frau Hilde Frische	Herr Dr. Peter Rathjens
Frau Gertrud Haller	Frau Ursula Rathjens
Frau Ruth Hallstein	Frau Margit Schnellbacher
Frau Helene Homel	Frau Lieselotte Schröder
Frau Käte Kenn	Frau Maria Schwalke
Frau Anneliese Kiesel	Frau Ruth Stegmann
Frau Ruth Kliebhorn	Frau Ilse Störmer
Frau Wilma Köster	Frau Luise Vedder
Frau Gertrud Lucie Kreuz	Frau Gisela Walther
Frau Dr. Ruth Krieger	Frau Gertrud Wolf
Frau Thea Kusel	

Wir hoffen, Sie noch oft bei einer unserer Karawane-Studienreisen begrüßen zu dürfen.

(Nb. Wir versuchen Buch zu führen, wer seine 10. Reise mit uns unternimmt, sollte aber unsere Buchführung Lücken aufweisen, lassen SIE es uns bitte wissen, daß niemand vergessen bleibe!)

## **DIE KARAWANE**

wird im Auftrag des Präsidiums der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde – Vorsitzender G.-Prof. Dr. Kurt Bachteler – herausgegeben, dieses Heft von Uli Albrecht. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich, die vorliegende Nummer 3/4-1978 kostet für Einzelbezieher DM 8,40, Jahresabonnement für 4 Nummern DM 15,-. An die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar. Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis.

### *Abbildungsnachweis:*

Seite 4: Aus „Meisterwerke der Griechen“ von Max Wegner, Seite 116, Holbein-Verlag 1955; Seite 11: Aus „Die griechischen Vasen“ von Erika Simon/Max und Albert Hirmer, Abbildung 150; Seite 25: Aus „Griechische Vasen der reifarchaischen Zeit“ von Reinhard Lullies/Max Hirmer, Abbildung 95; Dr. Bertold K. Weis: Seite 42, 45 oben und unten, 47, 50, 55, 57 oben, 59, 62, 63, 66, 68; Arnold K. Lutz: Seite 43, 56, 58, 87, 89, 91, 93; Uli Albrecht: Titelbild, Seite 46, 51, 52, 57 unten, 60, 65 oben und unten, 72, 74, 79, 81, 83, 86, 94; Archiv Dr. Wolfgang Schmidt-Brücken: Seite 96, 98.

### *Vorankündigung:*

Das nächste Heft wird Amerika gewidmet sein.

### *Reiseprogramme der Karawane-Studienreisen 1979*

bitten wir bei dem Büro für Länder- und Völkerkunde, 7140 Ludwigsburg, Marbacher Straße 96, anzufordern.

## LITERATUR AUS DEM KARAWANE-VERLAG

### **Anatolisches Mosaik – von Stambul zum Kaukasus**

Ulf Linke: Istanbul – Skizzen und Gedanken zur Stadt am Goldenen Horn; Franz-Ulrich Simon: Konya und die Seldschuken; Gerd Schneider: Die Große Moschee und das Krankenhaus in Divrigi; Hans Thoma: Kunst an Karawanenwegen, bekannte und unbekannte Bauten, Schriften, Reliefs in Anatolien; Volker Eid: Das Königreich Georgien und seine große Zeit und David III. und Tamar.

104 Seiten, 78 Abbildungen und Zeichnungen

DM 6,10

### **Ostanatolien**

Günther Schweizer: Ostanatolien – ein landeskundlicher Überblick; Kurt Wilhelm Blohm: Zwischen Araxes und Euphrat – Zweitausend Jahre Reisen in Ostanatolien; Elfriede Storm: Die armenische Heiligkreuzkirche von Aghtamar; Vera Friederike Hell: Klöster im Tur Abdin; Hans Thoma: Mutter Ninives Kinder. Erinnerung an die assyrische Nationalkirche der Nestorianer.

124 Seiten, 78 Abbildungen und Zeichnungen

DM 7,70

### **Große Heiligtümer der Griechen**

Bertold K. Weis: Landschaftsbilder im Homers „Odyssee“; Ders.: Klassische Stätten in den Werken griechischer Dichter; Otto Kaiser: Das Geheimnis von Eleusis; Bertold K. Weis: Dodona – Delphi – Didyma; Friedrich Bentmann: Arnold K. Lutz als Zeichner.

136 Seiten, 56 Abbildungen und Zeichnungen

DM 7,20

### **Hellenismus – Götter und Kaufleute**

Otto Lange: Antike Münzen des Ägäischen Raumes; Franz-Ulrich Simon: Gesellschaft und Wirtschaftsleben in Kleinasien zur Zeit des Hellenismus; Jürgen Kleine: Milet – Aspekte der Stadt in hellenistischer Zeit; Elfriede Storm: Palmyra – Karawanenstadt und Königin der Wüste.

96 Seiten, 77 Bilder, Karten und Zeichnungen

DM 8,50

## **KARAWANE-VERLAG**

**7140 LUDWIGSBURG, MARBACHER STR. 96**